

DIE FACKEL

Nr. 781—786

ANFANG JUNI 1928

XXX. JAHR

Der Vogel, der sein eigenes Nest beschmutzt ¹

Gesprochen in Paris am 9. Dezember 1927

Bevor ich in einem Pariser Saal aus meinem Kriegs-drama »Die letzten Tage der Menschheit« vorlese, fühle ich mich zu einer Klarstellung bemüht. Sittlich hinreichend begründet wäre die Vorlesung als solche schon in der Erkenntnis, daß die Menschheit, von der ja das Drama handelt und die sich dem Autor doch in jeder Hörschaft vorstellt, den Krieg vergessen hat und lieber einen neuen haben möchte. Darum darf und muß man ihr vom Kriege sagen. Es ist aber leider auch unerläßlich, den sittlichen Beweggrund klarzustellen für das Auftreten vor einer ausländischen Hörschaft mit eben dem Werke, worin das allgemein Menschliche vom Lokalen aus betrachtet und eine Vision des Untergangs geschöpft wird von den Beispielen des dem Autor nächsten nationalen und kulturellen Milieus. Wie wäre ihm auch eine andere Quelle erschlossen? Ich habe in dreißig Jahren keine Zeile geschrieben, in der nicht die allgemeinste Kulturkritik, die Umfassung des zeitlichen Verfalls vom besondern und erlebtesten Anlaß bezogen war. Ich habe freilich auch dreißig Jahre lang anzukämpfen gehabt gegen das stupide Unvermögen, diese Perspektive zu erkennen, gegen den bösen Widerwillen, ihr gerecht zu werden, gegen das elende Komplott zeitverdorbener, journalisierter Gehirne, die mir das Glück, totgeschwiegen zu sein, noch durch die Aussage und Ausrede stören möchten, die kleinen und lokal beschränkten Anlässe seien eben das, was meinen Gedanken den Zutritt zur Welt unmöglich mache. Welch raffiniertes Selbstberuhigungsmittel der ungezählten Dummköpfe und Spitzbuben, an deren Beispielen ich das große Thema, das größte aller Themen: den Naturverrat dieser entleerten Zeit dargestellt habe! Sie möchten sich durch den bescheidenen Hinweis auf die eigene Winzigkeit darüber hinwegbetrügen, daß sie durch mich todsicher auf die Nachwelt gelangen werden; aber es nützt ihnen nichts, sich noch so klein zu machen, wenn ich doch jeden von ihnen zum ganzen Übel vergrößere. Der zeitferne Leser wird es verstehen, daß sie Symbolwert hatten, und der ortsferne spürt es, und fehlten ihm auch alle Voraussetzungen. Nur Leute, deren Sprachgenosse zu sein ich das Unglück habe — ein Unglück, weil ich die deutsche Sprache für die tiefste halte und ihre heutigen Sprecher für die seichtesten —, nur diese werden auch in der Fremde mir mit dem Einwand hinderlich sein, ich wäre mit meinen kulturellen Abneigungen auf das lokalste Verständnis angewiesen. Dazu glauben sie noch die Chance zu haben, sich des hoffnungslosesten Argumentes bedienen zu kön-

1 Während der ersten Pariser Vorlesung hatte eine deutschnationale Demonstration stattgefunden, indem ein Verwandter des Berliner Lokalanzeigers mit einem sonst andersgläubigen Literaten den Saal verließ. Wegen der Verse »Berliner Theater« und — namentlich — der Glosse, die »Unruh« heißt. Am Schluß des zweiten Abends, der mit dieser Rede eingeleitet wurde und hierauf die »Letzte Nacht« brachte, hat der Vertreter der Deutschen Botschaft, deren jene sich annehmen wollten, dem Vortragenden gedankt. [KK]

nen, das die Idioten sämtlicher Vaterländer immer gegen den bereit hatten, der den Mut bewährt hat, seinen Landsleuten die Wahrheit zu sagen. Des Argumentes: daß man diese Wahrheit vor Fremden nicht wiederholen dürfe. Aber wenn es Mut war, sie zu sagen, und vielleicht der wahre Mut im Kriege, sie im Kriege zu sagen, warum sollte es nicht sittlich sein, sie immerdar und allerorten zu sagen, vorausgesetzt natürlich, daß sie den Wert allgemein menschlicher Nutzenanwendung hatte und den besondern Fall nur als den unmittelbar geschauten hervortreten ließe. Warum sollte ich die Tragik der von der Vorstellungsarmut in den Tod gepeitschten Menschheit — und dies ist das Problem des Dramas — warum sollte ich es nicht dieser Menschheit im weitesten Umfange vorstellen, wengleich das Erlebnis nur vom Zustand der Volksgenossen abgeschöpft war? Ich behaupte, daß im Krieg jeder geistige Mensch ein Hochverräter an der Menschheit war, der nicht gegen sein eigenes kriegsführendes Vaterland aufgestanden ist — mit allen Mitteln, die ihm seine geistige Natur gewährt hat. Ich behaupte, daß das Schauspiel ausgedienter Kriegslýriker und Speichellecker der eigenen Kriegsgewalt, die da nach Friedensschluß ins Feindesland kommen, um die schmierige Hand den Völkern entgegenzustrecken, die Hand, die mit Tinte das Blut gemehrt hat — ich behaupte, daß diese Wendung der Völkerverbrüderer noch weit schandvoller ist als ihre Wirksamkeit im Krieg, die sie verleugnen möchten. Als ich zum erstenmal hier aus meinem Kriegswerk vorlas — worin freilich die mir nächstliegenden Beispiele als die abschreckenden vorgeführt sind, um die allgemeinste Schmach zu treffen und gültig zu formen —, wer würde sagen wollen, daß mich da die Absicht geleitet hat, mich der andern Nation anzubiedern, der ich doch auch die direkte Wahrheit über das Schrecknis nicht vorenthalten habe jener »Reklamefahrten zur Hölle«, worin der Heldentod zum Ausbeutungsobjekt der Fremdenindustrie erniedrigt wird. Nein, ich hatte anderes im Sinn, aber ich wollte auch meine wahre Berechtigung dartun, im Ausland aufzutreten, frei von dem Verdacht, der heute mit Recht in jedem pazifistischen Gast einen ehemaligen Kriegsdichter wittert. Wäre ich, geartet wie ich bin, im fremden Sprachgebiet geboren, so wären die »Letzten Tage der Menschheit« vielleicht als eine solche Darstellung entstanden, die von den falschen Kunstrichtern als ein ausschließlicher Angriff auf den französischen Militarismus mißverstanden worden wäre, wie sie heute als Dokument des Hasses gegen die sogenannten Zentralmächte verschrien sind. Soll man dem nationalen Kretinismus ernsthaft auch noch über Prozesse der geistigen Natur Rechenschaft ablegen? Wenn er es hören will, so empfangen er das Bekenntnis, daß ich kein Vaterland habe außer meinem Schreibtisch, den ich aus irgendwelchen Gründen privater Art nicht in eine Gegend übersiedeln kann, deren Lebensform meinen Nerven tatsächlich genehmer ist und die mir vor allem den wünschenswertesten aller Vorteile bietet: daß ich da immerhin sicherer wäre, wenigstens die Sprache, in der ich denke und der ich darum als einer Herrin diene, nicht prostituiert zu sehen, nicht stündlich in Lettern und Lauten geschändet zu empfangen. Nun, man möge zur Kenntnis nehmen, daß ich wirklich das bin, was sie mit der dümmsten, niedrigsten, ungesehensten Metapher zu bezeichnen lieben: *Der Vogel, der sein eigenes Nest beschmutzt*. Ich frage den Menschen, der die Tierwelt durch den Vergleich mit sich beschimpft, der es wagt, seine schäbige Denkart in die Sphäre freier Gottesgeschöpfe einzuschmuggeln, und der seine Eitelkeit im wahrsten Sinne des Wortes mit fremden Federn schmückt — ich frage ihn, ob er denn wirklich glaubt, daß ein Vogel es vorziehen wird, das *fremde* Nest zu beschmutzen, weil der Mensch ihm das zutraut und weil er seinerseits solche Gemeinheit für praktisch hält. Der Mensch, der die Redensart ersonnen hat, in der seine ganze Selbstsucht mit

so naiver Schamlosigkeit zum Ausdruck kommt, ist da offenbar in eine falsche Redensart hineingetreten, in die vom Kuckuck, der seine Eier in fremde Nester legt, und hat diesen Akt des Egoismus in der ihm nächsten Richtung des Schmutzes ausgebaut und vertieft. Doch die Seichtigkeit des Anwurfs, der dieser Redensart zugrundeliegt, ist gar nicht auszuschöpfen. Um Schmutz handelt es sich allerdings. Aber weil der Vogel, der sein Nest schmutzig findet, *der Vogel, den sein eigenes Nest beschmutzt*, es reinigen möchte, weil er Lust und Mut hat zu dieser Arbeit, so sagen die anderen Vögel, die sich im Schmutze wohl fühlen, er »beschmutze« das Nest. Der Zusammenstoß zwischen einer Wirklichkeit und einer Metapher ist immer eine Katastrophe: der Zustand der Schmutzigkeit und dessen Darstellung, die ein Beschmutzen genannt wird von jenen, die den Schmutz zwar haben, aber verbergen wollen. Nun, ich habe mein ganzes Leben hindurch nichts anderes als dieses Beschmutzen getrieben und mir dafür den Haß der Schmutzigen bis zu einem Grade zugezogen, der in der Geschichte des Geisteslebens ohne Beispiel sein dürfte. Dieser Haß, der das Machtmittel der Presse durch dessen Ausschaltung betätigt, durch die Exekutive des Totschweigens — dieser Haß ist noch gewachsen durch das vernichtende Gefühl der vollkommenen Wehrlosigkeit, in der sich die Mächtigen mir gegenüber befinden, die Mächtigen dieser Erde, die Preßtyrannen, vor denen die Ohnmachthaber der Staaten und Kunstwelten im Staube liegen und die bei mir keinen Respekt durchzusetzen vermögen. Der vernichtenden Wehrlosigkeit, da sie erkennen, daß mich der Verzicht auf ihre Gunst und Gnade nicht geschwächt hat, sondern gestärkt, und daß mein Pfeifen auf diese Gunst schon ein Pfiff ist, der mit Vehemenz ihr Totschweigen durchdringt und es ihnen selbst unheimlich macht. Daß nun mit solchem Ausdruck völliger Wurstigkeit gegen jedweden äußeren Erfolg es etwa das Trampeln abgehender Hörer aufnehmen könnte, wie es neulich hier erlebt wurde, ist natürlich eine Wahnidee. Solche Reaktion der Minderwertigkeit könnte doch nur als Verletzung der Gastfreundschaft im engsten und im weiteren Sinne in Betracht kommen; es ist Sache der Hörwilligen, sich gegen die gewalttätige Störung ihres Rechtes zu schützen, und es wird erforderlichen Falles an ihnen sein, den Triumph des freiwilligen Abganges rechtzeitig in die Niederlage des unfreiwilligen zu verwandeln. Unbeschadet aller Befugnisse des Hörers, seinem Beifall oder seinem Mißfallen in einer der üblichen Formen Ausdruck zu geben, bin ich als Sprecher natürlich keineswegs gesonnen, zu dulden, daß sich individuelle Teile von der Hörerschaft loslösen und sich gebärden, als ob für sie oder gegen sie gesprochen wäre. Ich spreche nur zu allen, die ich mir, um überhaupt sprechen zu können, vorstellen muß als solche, die mich entweder schon verstehen oder mich verstehen lernen wollen. Ich habe keine Geschäfte im Sinn und keine Machtstütze als die meines Wortes. Wer es nicht versteht, mag es nicht verstehen, wer es verschmäht, mag es verschmähen; nur hüte er sich, anderen, die es annehmen und verstehen wollen, das Geräusch der eigenen Persönlichkeit aufzudrängen, die in diesem Saal nicht das Wort hat, solange ich es habe. Wenn es niemand hören wollte, so erlebte ich weiß Gott keine größere Enttäuschung als die, deren Gefühl doch der Inhalt meines ganzen Wirkens ist. Man sieht, es ist wieder einer der zahllosen winzigen Anlässe, um zu menschheitlich Gültigem, Prinzipiellem zu gelangen, und es hängt mit dem Problem dieser Darbietungen vor dem Ausland zusammen. Soweit dieses Problem eine Taktfrage ist, wird es von Traplern schwer zu einer befriedigenden Lösung gebracht werden und die Art, wie an deutschem Wesen die Welt genesen soll, wird, glaube ich, schon eine andere sein müssen. Als neulich hier der Name des fragwürdigen Repräsentanten deutscher Kultur fiel, gegen den im Auslande zu wirken einer wohl-

verstandenen Mission für die deutsche Kultur gemäß ist, entstand pünktlich etwas Unruh. Da ein Zitat gebracht wurde, wo er selbst den Eindruck vom Milieu der deutschen Botschaft beschreibt und übertreibt, so sagte ich freilich, es fehle der Welt für das, was da hörbar wird, der Glaube. Aber sollte sie ihn gewinnen, wenn es sich in Trampeln und Türenzuschlagen manifestiert? Ob nun kleine deutschnationale oder gar libertinische Literaten sich hier als Schützer der deutschen Sache aufspielen — ich glaube ihr mit jedem Wort besser zu dienen und meine Kulturkritik weist es von sich, mit diesem widerlichen Aufgebe von nationalen Ehrenpunkten, mögen sie nun die deutsche oder welche Botschaft immer betreffen, irgendetwas zu tun zu haben. Ein sonderbarer Zufall wollte es, daß ich wenige Minuten vor der Belästigung im Zimmer da hinten ein Telegramm aus Deutschland empfangen habe, das den Wortlaut hat:

Herzliches Gedenken heutiger Vorlesung als wirklicher Repräsentation deutschen Geistes.

Ja, ich neige mit dem Absender dem Wahne zu, daß ein freies, von keiner Macht nationalen Irrsinns beeinflussbares Wirken gegen die Übel im eigenen Lebenskreise den wahren Dienst an dessen Kultur bedeutet, die wahre Huldigung für deren hohe und so tief kompromittierte Schätze. Ich glaube, daß der Autor, der kürzlich hier den während des Krieges geschriebenen Satz gesprochen hat — in der Satire auf die österreichischen Kriegsschulaufsätze wie »Die Hauptgestalten in Goethes Egmont oder der verschärfte U—Bootkrieg« —, den Satz: »wir Deutsche möchten schließlich doch der Welt mit dem Egmont noch mehr imponieren als mit dem verschärften U—Bootkrieg« — ich glaube, daß dieser Autor frei von dem Verdacht wirken kann, er sei ein Verkleinerer deutschen Wertes in der schmähhlichen Absicht, sich der fremden Macht anzubiedern. Und ich glaube nicht, daß Schopenhauer auf ausländischem Terrain ein Jota von seiner Kritik der landsmännischen Verhunzer und Besudler seiner edlen Sprache verleugnet oder unterdrückt hätte. Um aber meiner Berufung zum Angriff gegen die heimischen Übel jedes Mißverständnis fernzuhalten, und zur Ehre der heimischen Sache, möchte ich darauf hinweisen, daß selbst deren extremste Schützer noch lichte Momente haben, in denen sie der Erkenntnis zugänglich sind, daß auch der Angreifer ihr auf seine Weise dient. Unmöglich hätte sonst in der repräsentierenden Zeitung der deutschnationalen Politik vor einigen Monaten die folgende Kritik meines Kriegswerkes erscheinen können unter dem Titel »Der Triumph des Thersites«. Der bin aber nicht ich, von dem es doch heißt:

Wir trennen ein Buch, dessen literarischer Unwert sich mit Niedrigkeit der Gesinnung paart, von Werken, die genialer Gestaltungskraft, der reinsten Absicht und der tiefsten Einsicht den Ursprung verdanken, wie jene »Letzten Tage der Menschheit« des einzigen Karl Kraus, der berufen war, einem Staate den Fluch und Hohn nachzurufen, dem er durch Jahrzehnte ins Angesicht getrotzt hatte ...

Ich bedürfte eines solchen Zitats aus dem Blatte des Herrn Stresemann nicht zu meiner Rechtfertigung, aber es diene zur Zurückweisung des frechen Anspruchs, mir in Sachen des Geistes Beschränkungen diktieren zu wollen, die dem Maße der Beschränktheit entsprechen. Daß hier ein beliebiger deutscher Literat, der sich vielleicht durch Trampeln besser als durch die Sprache ver-

nehmbar macht, es wagen wollte, die deutsche Sache, die deutsche Botschaft gegen mich zu vertreten, daraus könnte mir doch keine Einschüchterung erwachsen, sondern höchstens eine Satire. Ein für allemal: ich habe mein ganzes Leben lang nichts anderes geschrieben als Dinge, durch die ein ideales Ziel im Menschlichen aus der Unvollkommenheit des Vaterländischen gefördert wird. Wer mich der Niedrigkeit für fähig hält, daß ich um des stofflichen Ausgangspunktes willen, eben zu dessen Erniedrigung, das Gehör des Auslands suche, macht sich solcher Gesinnung selbst verdächtig und ist ein Vogel, der zu dem Vorteil, sein Nest verlassen zu haben, auch noch das Geschäft machen möchte, reiner Herkunft zu sein. Mein ganzes Werk und insbesondere mein Kriegswerk besteht aus nichts anderem als aus dem, was der Menschheit ist, ihrer Ehre und ihres Geistes, in der Sprache und in der Materie des deutschen und österreichischen Erlebnisses. Daß ich mit dieser Sprache und mit dem Mut, sie zu sprechen, ein deutscher Schriftsteller war, das zu verleugnen wird mir nicht gelingen; das hoffe ich von einem ferneren Forum anerkannt zu erhalten.

Wer glaubt ihm?

ICH TREIB AUS JEDER STADT HINAUS DEN SCHUFT

In meinem vierten Berliner Vortrag, dem von Offenbachs »Pariser Leben«, habe ich der Zeitstrophe im Strudel—Couplet des Gondremark, die mit den Worten endet:

Sie überließen ihm es ganz und gar allein,
Wien von dem Schufte zu befreien!

und die, wie alle Zusatzstrophen, ein fast noch lauterer Echo fand als in der Stadt, der sie gegolten hat, die folgende hinzugefügt:

Wer etwas kann, wird oft verrissen,
Der Dilettant hat öfters Glück.
Die nicht einmal wo Gott wohnt wissen,
Die machen meistens die Kritik.
Ich garantier', wenn ich hier lebte,
Ich macht' ein Ende diesem Hohn,
Kein Bühnenblut Berlins mehr bebte
In Angst vor Weißmanns Schwiegersohn.
Ecco — egal, ob zwanzigmal gestuft
Oder geballt, ich mach bald rein die Luft,
Wenn ihr nur wollt und nach Berlin mich ruft:
Ich treib aus jeder Stadt hinaus den Schuft!

Chor

Ecco — egal, ob zwanzigmal gestuft,
Oder geballt, er macht bald rein die Luft,
Wenn ihr nur wollt und nach Berlin, Berlin ihn ruft,
Er treibt aus jeder Stadt hinaus den Schuft!

Die Wirkung, schon nach der Zeile
In Angst vor Weißmanns Schwiegersohn

war beispiellos. So wesentlich das »ecco« war, das Echo verschlang es und der Chor im Saal mischte sich schon hier ein. Es war klar, daß eine Naturnotwendigkeit ihren Ausdruck gefunden hatte. Was sich danach abspielte, nach der Wiederholung und wieder nach den ersten Worten Gardefeus »*Er ist im Zuge* — den Moment muß man benützen« läßt sich nicht beschreiben. In der erregten Stimmung ging gleichwohl kein Hauch der folgenden Kostbarkeit des Metella—Briefs unter, und nach der den Akt abschließenden Tirolienne, in der gleichfalls zwei Strophen dem Liebling Berlins gewidmet waren, hielt ich es für angebracht, den folgenden Kommentar zu sprechen, dessen Eindruck unfehlbar eine musikalische Fortsetzung des Abends unmöglich gemacht hätte, wenn es nicht der grandiose Rausch—Akt gewesen wäre, vor dem, in Wort oder Ton, nichts Ähnliches und nichts anders Geartetes bestehen kann.

Ich habe Weißmanns Schwiegersohn einen Schuft genannt. Weiß mans noch nicht, wen ich damit gemeint habe, so erkläre ich ausdrücklich, daß ich Herrn Alfred Kerr gemeint habe, dessen Fall nun aus einem chronischen ein akuter geworden ist. Ich nenne ihn einen Schuft und ich bin bereit, die Beweise dafür, daß er es ist, vor jedem gerichtlichen Forum, Wiens oder Berlins, zu erbringen. Diese Beweise umfassen zunächst vier Punkte. Er hat in selbstverfaßten Schriftsätzen an das Amtsgericht Charlottenburg, vor dem ich ihn angeklagt hatte, mich an der Hand von Zitaten aus der Fackel und den »Letzten Tagen der Menschheit« des Vaterlandsverrats beschuldigt und sich selbst als deutschnationalen Patrioten dargestellt. Er hat mich weiter wider besseres Wissen beschuldigt, durch mein Gedicht »Apokalypse« ein Plagiat an der Offenbarung Johannis begangen zu haben und dergleichen mehr. Meine Klage war gegen den von ihm erhobenen Vorwurf der »Verleumdung« gerichtet, die darin bestanden haben soll, daß ich ihm gelegentlich der Kontrastierung seiner Tätigkeit als Kriegslyriker für Scherl und seiner pazifistischen Haltung nach dem Krieg unter vielen schändlichen Gedichten, die unter dem nom de guerre »Gottlieb« erschienen waren, eines irrtümlich zugeschrieben hatte. Ich war genötigt, die Klage gegen ihn — zugleich mit der Zurückziehung seiner Widerklage gegen mich — fallen zu lassen, weil er es mir durch beständiges Einbringen von neuen Schriftsätzen an dem Tage vor jedem immer wieder angesetzten Termin unmöglich gemacht hatte, sie durchzuführen. Aber ich habe seine Schriftsätze erbeutet, die ich ohne diese rein juristische Erledigung der Sache nicht hätte veröffentlichen können und aus denen ich seine Schufferei beweisen will. Ich beschuldige ihn ferner, daß er, nicht als deutschnationaler Patriot, aber als Weißmanns Schwiegersohn einer Familienranküne die kritische Exekutive besorgt hat, und schließlich, daß er eine schwere Anschuldigung des sterbenden Harden, die sich auf sein Engagement beim Berliner Tageblatt bezog, bis heute unwidersprochen ließ. Ich glaube, daß es mit kleinen Gemeinheiten im Feuilleton diesmal nicht abgetan sein wird. Ich stehe ihm als Angeklagter zur Verfügung und verspreche ihm, daß ich die Führung des Beweises, daß er ein Schuft sei, nicht durch Schriftsätze verzögern werde.

*

Das Ereignis dieses Abends fand am 30. März, in der ersten Vorlesung aus eigenen Schriften, seine Fortsetzung in einer Rede, die frisch erlebte Kerr — und Piscatoreindrücke zusammenfassend, in der vorhergehenden Nacht

entstanden war, und in einem Echo, dem in dem folgenden Abdruck durch die Aufnahme der bekanntesten Wirkungsklischees, wengleich beiweitem nicht an allen Stellen, entsprochen wird, weil in diesem Fall die Anschauung des Einsseins von Redner und Hörern von besonderer Wichtigkeit ist.

DIE FADEN FEHDEN

Zunächst sind es zwei Zuschriften, die mich zu einer Erläuterung des letzthin Gesprochenen zwingen. Die veranstaltende und administrativ vortrefflich funktionierende Konzertdirektion schreibt:

Sehr verehrter Herr Kraus!

Sie wissen, wie sehr wir Sie als Künstler schätzen, und daß wir aus dieser Hochschätzung heraus mit Freuden den Vertrag mit Ihnen geschlossen haben, dem wir in allen — teilweise sehr schwer zu erfüllenden — Punkten prompt nachgekommen sind.

Einer dieser Punkte war die von mir gestellte Bedingung, daß die Presse nicht einzuladen sei. [Heiterkeit]

Nun müssen wir Sie aber auch bitten, uns die Situation nicht zu erschweren. Sie gaben gestern im Rahmen eines Offenbach—Abends eine außerhalb des Programms stehende Erklärung persönlicher Art ab, die uns als Veranstaltern Ihrer Vorträge der Öffentlichkeit gegenüber besonders peinlich ist. Das werden Sie gewiß einsehen.

Ich sehe es ein.

Wir sind nun einmal auf gute Beziehungen zur Presse angewiesen und *es kann für unsere Firma die schwersten Folgen haben, wenn in einem von uns veranstalteten Vortrag ein so scharfer Angriff gegen eine prominente Stelle der Presse erfolgt.*

Das sehe ich nicht ein.

Wir bitten Sie demnach sehr, den Rahmen der künstlerischen Abwicklung Ihrer Programme bei den nächsten Abenden nicht wiederum zu sprengen und Erklärungen, die außerhalb des Programms liegen, zu vermeiden.

Danach will ich handeln. Es scheinen im Grunde doch rein ästhetische Rücksichten zu sein, die der Konzertdirektion den Wunsch eingegeben haben, den Rahmen meines Programms nicht gesprengt zu sehen. Was ich sprengen will, ist tatsächlich nicht der Rahmen meines Programms, sondern etwas ganz anderes. In einer Berliner Zeitung habe ich den Titel gefunden: Musik und Strafvollzug, und schon geglaubt, es beziehe sich darauf, daß ich im Rahmen eines Offenbach—Vortrages einen scharfen Angriff gegen eine prominente Stelle der Presse vollführt habe. Wiewohl nun kein Wort, das ich zu sagen für gut befinde, außerhalb irgendeines Rahmens gesprochen sein kann, auch nicht des Rahmens der Offenbach—Welt, so bin ich doch entschlossen, der Konzertdirektion entgegenzukommen und meine Erklärungen persönlicher Art *innerhalb* des Programms der eigenen Schriften abzugeben. [LEBHAFTE HEITERKEIT] Ich kann das umso leichter tun, als ja der ganze Inhalt meines Programms und aller meiner Programme aus nichts anderem besteht als aus dem Kampf gegen die Presse und deren prominente Stellen, was vielleicht der Konzertdirektion bisher nicht bekannt war. Die Zuschrift der Firma, in der sich die Furcht vor der Rache der prominenten Stellen ausdrückt, nehme ich als einen dankenswerten Beleg für die Notwendigkeit jenes Kampfes zur Kenntnis, und

ich fühle mich innerhalb einer gesellschaftlichen Ordnung, in der dieser Kampf noch nicht zur Entscheidung gelangt ist, moralisch verpflichtet, den tieferen Sinn der Bitte zu unterstreichen und zu unterstützen. Die Konzertdirektion kann natürlich nicht im Ernst glauben, irgendeinen Einfluß auf meine geistigen Entschließungen, auf ein Wort innerhalb oder außerhalb meines Programms nehmen zu können, und richtet in Wahrheit den Brief nicht an mich, sondern an die prominenten Stellen der Presse, an die ich ihn gern weiterleite und vor denen ich zum Schutze der Konzertdirektion bereit bin, eidlich zu erhärten, daß sie an der Gestaltung oder Durchbrechung meiner Programme vollkommen unschuldig ist. Ich weiß, daß wie Wallensteins Kammerdiener ein jeder Faktor der heutigen Betriebs— und Kunstwelt das gewisse kleine Gut im Kärntnerland hat »und sorgt, sie nehmens ihm, weil er bei mir ist«. Ich erkläre also, daß die Konzertdirektion, die sich eben nie mit mir hätte einlassen sollen und es wahrscheinlich nie wieder tun wird [HEITERKEIT], von meinem Beginnen ebenso überrascht und überrumpelt war wie jeder andere meiner Zuhörer.

Einer dieser, ein Verehrer des Herrn Kerr, schreibt mir nun, mit Angabe der Telephonnummer, von der ich aber keinen Gebrauch gemacht habe:

Sehr geehrter Herr Kraus!

Man kann ein Verehrer Alfred Kerrs sein — und trotzdem Ihre Arbeit achten. Ich bin solch *merkwürdiges Individuum*. [STÜRMISCHE HEITERKEIT] Ich bitte Sie *daher*, an Ihrem nächsten Abend die gegen Kerr gestern erhobenen Vorwürfe zu beweisen und zweitens sich darüber zu äußern, warum Sie die Klage gegen Kerr zurückgezogen haben. (Sie wollen doch selbst verklagt werden.)

Daß hierin kein Widerspruch gelegen ist und daß ich trotz voraussichtlicher Verurteilung in Berlin lieber geklagt sein als klagen will, glaube ich letzthin schon auffassungsfähigeren Hörern gesagt zu haben. Auch die Gründe angedeutet zu haben, warum ich die Klage gegen Herrn Kerr — zugleich mit der Zurückziehung seiner Klage gegen mich — zurückgezogen habe. Was den anderen Wunsch des Briefschreibers betrifft, so kann er nicht so leicht erfüllt werden wie der der Konzertdirektion. Beweise habe ich vor Gericht zu führen. Da ich aber vermutlich noch weitere dreißig Jahre die Fackel herausgeben werde, ehe mir diese Gelegenheit von Herrn Kerr gewährt werden wird [ZUSTIMMUNG], so werde ich natürlich die Beweise schon in der Fackel führen, in deren Forum ich doch eben den ganzen Fall retten wollte, als ich ihn der Judikatur entzog. Nur muß ich die Ungeduld der Verehrerschaft des Herrn Kerr auf das *übernächste* Heft der Fackel vertrösten. — Bis dahin ist bei weitem keine so lange Frist als jene, auf die mich Herr Kerr bis zur endlichen Austragung meiner Klagesache anweisen wollte. Im nächsten Heft der Fackel bin ich hauptsächlich mit einer andern Persönlichkeit beschäftigt, die zu beleidigen mir nicht gelingen will, gleichfalls einer prominenten Stelle der Presse, einem Originalmitarbeiter des Neuen Wiener Journals, nämlich dem Polizeipräsidenten von Wien [STÜRMISCHE HEITERKEIT]. Was nun die Beweise betrifft, die ich wegen ihres ungeheuren Umfangs beim besten Willen nicht im mündlichen Vortrag abwickeln könnte — sie würden dessen Rahmen sprengen —, so erkläre ich schon jetzt, daß sie fast ausschließlich von Herrn Kerr selbst bereitgestellt sein werden, wenngleich nicht in seiner Eigenschaft als Schwiegersohn, sondern mehr als deutschnationaler Patriot. Sie sind in diesen eigenhändig verfaßten Schriftsätzen des Herrn Kerr enthalten (VORWEISEND), in Manuskripten, für die der Verlag Rowohlt viel Honorar zahlen würde und die ich völlig kos-

tenlos erworben habe. Da der Autor ohne Zweifel Abschriften besitzt, so würde ich ihm *raten, Prävenire zu spielen und es zu riskieren, diese Schriftsätze selbst zu veröffentlichen*. Ich glaube aber nicht, daß er es tun wird. Der Besitz dieser Werke ist der Erfolg meines erledigten Prozesses, in welchem ich Kläger war. Um dieser Beute willen hätte ich hundert Prozesse angestrengt und hundert zurückgezogen. Daß Herr Kerr es nicht wagen wird, diese Beute, die ich ihm *hiermit ausdrücklich anbiete*, als sein geistiges Gut zu reklamieren und der geistigen Welt Deutschlands zu präsentieren, davon bin ich überzeugt. Er hat bloß die kleine Notiz gewagt, die er gestern unter der dürftigen Spitzmarke »Glossenzettel« in seine schon bekannte Rubrik »*Die faden Fehden*« eingereiht hat. Dieser bescheidene Titel, der von dem geringen Maß polemischen Selbstvertrauens des Herrn Kerr Zeugnis gibt, wird, was den Partner der Fehde betrifft, kaum zu halten sein. *Denn ich will schon dafür sorgen, daß die reichsdeutschen Leser, ja selbst die Verehrer des Herrn Kerr auf die Kosten der Unterhaltung kommen!* Herr Kerr, dessen Polemiken seit Jahrzehnten anerkanntermaßen an Kraft gewinnen, wenn sie wortwörtlich von mir übernommen werden [GROSSER BEIFALL], schreibt (Berliner Tageblatt, Abendausgabe 29. März):

Die faden Fehden.

Ein Wiener Literat (ich nenne den Namen nicht: *um ihn zu ärgern*) hat in einer »Vorlesung« *unsaubere Beschimpfungen* wider mich *versucht*. (*Wer glaubt ihm?*) [STÜRMISCHE UNTERBRECHUNG. DAS AUDITORIUM RUFT: ALLE!]

Dies die Tatbestandsaufnahme, die Herr Kerr *sichtlich nicht für eine Klage wegen Ehrenbeleidigung zu verwenden* beabsichtigt. Ich nenne den Namen des Herrn Kerr, ich *nannte ihn stets* und *ich habe den Träger dieses Namens einen Schuft genannt*. Die Absicht, ihn zu ärgern, hat mich nicht geleitet, sondern die Absicht, die Theatermenschheit von ihm zu befreien. Wer mir glaubt? Ein Saal, der es durch dröhnenden Beifall bezeugt hat. [STÜRMISCHE ZUSTIMMUNG] Und hundert Säle würden mir glauben. Aber das wäre vielleicht nur eine Podiumwirkung, wie ich sie vor Asthmatikern voraushabe. Ich glaube indes, daß mir die geistigen und reinen Leser, die es in Deutschland gibt, glauben werden, wenn sie lesen, was zu schreiben, nein, was abzdrukken ich versprochen habe. Herr Kerr wird vor mir satirisch und setzt die Vorlesung, die ich gehalten habe, in Gänsefüßchen. Aber diese Füßchen eines Gänserichs hinken [LEBHAFTE HEITERKEIT], dieses Verziehen eines schlecht gespitzten Mundes ist eine Unwahrhaftigkeit und er weiß, daß er sein Lebtage noch keinen Vortrag erlebt, geschweige denn gehalten hat, der an den von »Pariser Leben« hinanreichen könnte. [STÜRMISCHE ZUSTIMMUNG] Wenn dem Herrn Kerr, den als meinen polemischen Partner sich vorzustellen schon etliche Phantasie erfordert — wenn ihm der Atem ausgeht und ihn selbst der Mangel an Witz, der ihn sonst auszeichnet, im Stiche läßt [HEITERKEIT], wenn er in die Situation gerät, die im Theaterjargon »bibbern« heißt, so wird er leger, unbefangen und tut so, als ob ihn die geringfügige Sache gar nicht alterierte. Er schreibt:

Man soll den faden Fehden einen heiteren Zug abgewinnen. Der Herr war von mir öffentlich ein Verleumder genannt worden. Er erhob Klage. Doch *obschon er die Möglichkeit hatte, sie durchzuführen*, stand er *hochherzig* davon ab.

Nein, ganz so schlicht und geradezu verhält sich die Angelegenheit nicht [LEBHAFTE HEITERKEIT] und ich muß den Hörer bitten, zu warten, bis er ein Leser wird, um das ganze Ausmaß dieser Verlogenheit ermessen und entscheiden zu können, *ob Herr Kerr mir wirklich die Möglichkeit gelassen hat, die Klage durchzuführen*. Die Hochherzigkeit seines eigenen Anwaltes, der den Antrag stellte, Klage und Widerklage gegeneinander zu kompensieren, sollte er doch mir nicht nachrühmen! Warum hatte ich geklagt? Worum ging es in diesem Prozeß? Empfund ich es wirklich als Ehrenmakel, daß Herr Kerr mich einen Verleumder genannt hatte? Nein: ich wollte vor der düpierten Öffentlichkeit, der er sich als Pazifisten nach dem Umsturz empfahl, die Tätigkeit des Herrn Kerr während des Kriegs zur Anschauung bringen, und daß er so und auch anders könne. Es sei wie es wolle — [STÄRMISCHE HEITERKEIT UND APPLAUS] es war doch so schön. Warum hatte er mich Verleumder genannt? Neben zahllosen blutrünstigen Gedichten, die er in der Scherlschen Kriegslivree unter dem nom de guerre »Gottlieb« veröffentlicht hatte, habe ich ihm eines, das nicht gräßlicher war als die andern, mit Unrecht zugeschrieben. Das war eine Angelegenheit der tatsächlichen Berichtigung. Herr Kerr zog es vor, von Verleumdung zu sprechen. Warum habe ich meine Klage zurückgezogen? Ich habe meine Klage gegen den Herrn Kerr, wie ich schon neulich selbst enthüllt habe, zurückgezogen — wie Herr Kerr die seine gegen mich, was er zu enthüllen unterläßt —, weil (und das wird gründlich erörtert werden) der Beklagte prompt am Vortag vor jedem, immer wieder durch anderthalb Jahre neu angesetzten Termin einen neuen Schriftsatz überreicht hat, der, strotzend von doloser Fälschung, Verleumdung, *Denunziation meines Vaterlandsverrats*, doch beantwortet werden mußte, um dem ungünstigen Eindruck auf die Richter, den Herr Kerr präparierte, entgegenzuwirken. Ich ging schließlich auf das Anerbieten des Herrn Dr. Wolfgang Heine ein, weil der Prozeß nie zu Ende gegangen wäre und ich die schönen Schriftsätze des Herrn Kerr, von ihm selbst verfaßt, *nie freibekommen hätte*. Dazu kamen außerordentliche Schwierigkeiten der deutschen Prozeßführung, die dem entfernten und ungemäß vertretenen Ausländer erwachsen, da nämlich Herr Kerr sich auf die Bestimmung zurückzog, wonach er für einen Schimpf, der als »sofortige Erwiderung« aufzufassen sei, Straflosigkeit erwirken konnte, und diese Taktik noch durch eine Widerklage kompliziert wurde, die er gegen mich angestrengt hatte. Die Erkenntnis, die ich aus den unvergleichlichen Schriftsätzen des Herrn Kerr wie aus anderen Fakten geschöpft und kürzlich hier formuliert habe, bietet nun die mir weit erwünschtere Gelegenheit, mich zum *Angeklagten* vor einem Berliner Gericht zu machen, und *ich wiederhole mein Versprechen, daß ich den Termin durch keinen Schriftsatz hinausziehen würde*. Ich gehe aber noch weiter, indem ich sage, daß falls Herrn Kerr, etwa meine *Absicht* der beleidigenden Herausforderung und das *formale* Moment zustatten käme, ich mir aus einer Verurteilung nicht das geringste machen werde, wenn mir nur vor der größten Öffentlichkeit, vor derselben, die vor dieser prominenten Stelle bis heute zittert, Gelegenheit gewährt ist, den Beweis zu führen, wie diese Autorität in Wahrheit beschaffen ist und daß *Herr Alfred Kerr das ist, was ich ihn genannt habe*. Dieser Beweis würde mir in einem Maße gelingen, daß selbst den merkwürdigen Individuen, die die Verehrung für den Herrn Kerr nicht nur hegen, sondern auch mit der Achtung vor meiner Arbeit vereinigen können — was ich doch bisher nicht für möglich gehalten hätte — [LEBHAFTER BEIFALL], die Augen übergehen werden. Im Rahmen eines Berliner Vortrags aus eigenen Schriften kann ich diesen Beweis leider nicht führen, weil die Vorlesung der eigenen Schriften des Herrn Kerr, worin er mich als Landesverräter denunziert und als Plagiator der Offenbarung Johannis entlarvt, mehrere Stunden in

Anspruch nehmen und ganz bestimmt den von der Konzertdirektion vorgestellten Rahmen sprengen würde. [HEITERKEIT] Ich muß also um Geduld und um etwas Vertrauen bitten, das ich mir ja bei Kerr—Verehrern zugleich mit der Achtung vor meiner Arbeit verdient zu haben glaube. Es wird aber auch keinen Todfeind geben, der meinen könnte, daß ich eine angekündigte Aktion nicht exakt, zu allseitiger Befriedigung und so, daß auch Herr Kerr seine ästhetische Freude hat, durchführen werde. Ecco. [Stürmischer Beifall] Leider scheint er nun ganz und gar damit einverstanden, daß die Verweisung der Sache an das literarische Forum, die ich durch Zurückziehung meiner Klage vorgenommen habe, eine endgültige bleibt. Er schließt seine interessante Notiz »Die faden Fehden« mit dem Absatz:

Ich verweise (*nicht ungern*) auf S. 209 meines Buchs »Es sei, wie es wolle ... « — *wo er gezeichnet ist.*

Nämlich ich. Und zwar durch das Verslein vom »Krätzerich«, mit dessen wörtlichem Abdruck ich schon im Jahre 1913 eine Zeichnung besorgt habe, die der Literaturgeschichte angehört ¹. Herr Kerr beruft sich jetzt auf diese Verse, wiewohl er *für Gerichtszwecke dieselbe Polemik, die die Affäre Jagow betraf, als einen Exzeß zu entschuldigen versucht hat.* Es sei, wie es wolle ... [STÜRMISCHE HEITERKEIT] Diese Verweisung auf S. 209 statt auf das Amtsgericht dürfte für die Verehrer des Herrn Kerr eine herbe Enttäuschung bilden. Denn sie werden sich immerhin sagen, daß es *ein großer Unterschied ist, ob »ein Wiener Literat« eine Klage wegen des Wortes »Verleumder« in Berlin zurückzieht oder ob der Führer des Berliner Geisteslebens die Bezeichnung »Schuft«, gefallen in mündlichem Vortrag vor Berliner Hörern, auf sich sitzen läßt.* [STÄRMISCHER BEIFALL] Wie? das Wort Schuft, das eine bestimmte unehrenhafte Gesinnung bezeichnet, sollte in die Kategorie der *unsauberen Beschimpfungen* gehören? Und um diesen entgegenzutreten, beruft sich einer darauf, daß er mich einen *Krätzerich* genannt hat und dergleichen mehr? Aber seit wann ist das gute deutsche Sprichwort: *Der größte Schuft im ganzen Land ist und bleibt der Denunziant* eine Ungebühr und nicht eine der ethischen Gerechtsame gemäße Stigmatisierung? *Beweise zu erbringen bin ich erbötig — könnte ich es nicht, wäre ich ein Schuft!* Nur muß man etwas Geduld haben. Vor einem Berliner Gericht erbringe ich die Beweise morgen — vor dem literarischen Forum dauerts noch eine Weile.

Denn ich muß bitten, zu bedenken, daß ich wahrscheinlich der am meisten, wenngleich am erfolglosesten beschäftigte Schriftsteller deutscher Sprache bin. Ich bin gegenwärtig zum Beispiel mit der Zurückführung des Bekessy nach Wien beschäftigt [LEBHAFTE HEITERKEIT], weil ich erkannt habe, daß es gegen die unüberwindlichen Mächte des österreichischen Bürgertums zwischen Hakenkreuz und Kurszettel, gegen die Schober, Benedikt und Sieghart angesichts des Versagens der revolutionären Drohung keine andere Zuchtrute gibt als den Erpresser, welchen ich aus der vorgestellten Welt einer den Krieg überlebenden Sittlichkeit vertrieben habe und den ich zurückrufen muß, auf die Gefahr hin, daß, wenn es gelingt, man wieder sagen wird, es sei das Verdienst der Sozialdemokraten. [HEITERKEIT] Dieses Problem ist der Inhalt meines neuen Dramas, des Nachkriegsdramas »Die Unüberwindlichen«, das bald erscheinen wird und aus dem ich Ihnen gern einmal den dritten Akt vorgelesen hätte. Nebst der Eröffnung vieler künstlerischen Welten, vor allem der des göttlichen Offenbach, nebst Sprachlehre und allem was mir der Tag zuträgt, kämpfe ich zur Zeit auch gegen die Vaterländischen Verbände in Bayern, die

¹ s. Heft 326 »Der kleine Pan stinkt noch« # 03

eine Erklärung in der nationalistischen Presse erlassen hatten, mein »Traumstück«, das ich heute lesen werde, von der mutigen »Jungen Bühne« in München aufgeführt, sei die gemeinste Verhöhnung des toten Frontkämpfers. Ich kämpfe gegen die Macht des Troglodytentums, die immerhin den klaren Fall der Umsetzung des Totschlags in Druckerschwärze und der verkehrten Möglichkeit vorstellt. Doch immer wieder gegen die gefährlichere Macht eines halbschlächtigen Intellektualismus, der sich in Österreich wie in Deutschland, also überall dort, wo schlechtes Deutsch geschrieben wird, nicht scheut, sich jener Hilfe gegen mich zu bedienen. Totschlagen und Totschweigen — zu jenem zu feig, hoffen sie doch alle, mit diesem mich aus ihrer Welt zu schaffen. Ich habe das Gefühl, daß ich all diese Abwehr, alle diese Kämpfe, wengleich nicht mit größerem praktischen Gelingen, so doch bei größerer Teilnahme beherzter Zeugen in Deutschland durchführen könnte, und es ist nicht unmöglich, daß ich, wenn mein dreißigjähriger Krieg gegen die österreichische Bourgeoisie aller Rassen, äußerlich völlig erfolglos, termingemäß abgeschlossen sein wird, hierher übersiedle [LANGANHALTENDER BEIFALL], um hier im Sinne der Erwartung meines toten Freundes und Kampfgenossen Frank Wedekind, das grauenhafte Philisterium, das sich des Theaterwesens unter der Maske zeitfortschrittlicher Ideen bemächtigt hat, zu bekriegen. Er hat mich im Gegensatz zu Herrn Alfred Kerr, der mich einen »kleinen miesen Verleumder« nennt und wie alle großbürgerlichen Journalisten und alle vor mir wehrlosen Machtzitterer auf die Fackel als auf ein »Blättchen« hinweist, als den »mutigsten Kämpfer Österreichs« apostrophiert, der »als Ethiker unter den Geistern der Welt für sittliche Werte kämpft, deren Verwirklichung uns das nächste Jahrhundert bringen kann¹«. Er hat von mir gesagt, ich »wäre der erste, der dem Schauspieler den Weg zu der Darstellungskunst zeigen könnte, die unsere Zeit fordert«, und daß »die deutsche Bühne nur darauf wartet, mich mit offenen Armen zu bewillkommen«.

So beglaubigt, erkläre ich, daß ich als diesen Weg zu der Darstellungskunst unserer Zeit *nicht* den Weg *derer um Piscator* erkennen kann. Ich wurde gebeten, meinen Aufsatz »Mein Vorurteil gegen Piscator« vorzulesen. Ich kann es nicht tun, weil dieses Vorurteil von neuen Eindrücken überholt ist. Ich habe »Hoppla, wir leben« gesehen und ich sage, daß wir so auf dem Theater nicht weiterleben werden, hoppla! [STÜRMISCHE ZUSTIMMUNG] Den Schlußruf »Man muß es ändern« mache ich mir zu eigen — ganz wie sich Herr Piscator meine »Letzten Tage der Menschheit« zu eigen gemacht hat und wie er sie wahrscheinlich ändern würde. Nie habe ich es glauben wollen, daß dieses Werk dem Stil des Theaters der Gegenwart entspreche, ja irgendetwas mit dem Theater zu schaffen habe. Jetzt weiß ich wenigstens, daß der Begriff der »Dramatisierung des Dokumentarischen«, den diese Leute haben, von mir bezogen und auf das grausam Schändlichste kompromittiert ist. Ich bewundere ihre Fertigkeit, den Dilettantismus, über den man in so reichem Maße verfügt, zugleich auf vier Szenen zu verteilen: rechts, links, oben und unten Dilettanten, und dazwischen die Wunder der Technik abgeklappert, die mit dem Theater überhaupt nichts zu tun haben. Aber die Arrangeure wollen ja mit dem Theater nichts gemein haben und hoffen, die Naturkräfte seines Raumes durch das Vorzeigen vergrößerter Zeitungsnotizen besiegen zu können. Als ob

1 Im Moment sieht es nicht danach aus. Heute (15.11.2016) wird über »Gewalt und Verrohung greifen um sich« berichtet. ... In Düren aber kommt es wegen Falschparkens zu einem Gewaltexzess ... zehn Beamte werden verletzt. Gewalt, die sich an Kleinigkeiten entzündet, ist trauriger Alltag. Auch Lehrer bekommen das immer häufiger zu spüren. (n-tv) Daß die Täter stets dem islamischen »Kultur«kreis angehören, wird aber niemals erwähnt. Es sind gemäß Neusprech immer »Männer« oder »Jugendliche«.

sich mit solchen Demonstrationen auch nur eine Beeinflussung des Massenbewußtseins im Sinne einer Versammlungswirkung erzielen ließe! Als ob mehr erreicht wäre, als daß tausend einzelne das Dokument dem Sekundengedächtnis einverleiben. Kläglicheres, Kleinbürgerlicheres, geistig Konterrevolutionärerer als diese Theaterspielerei in Text und Wiedergabe, mit kleinen Chargen und großem Gebrülle, als diese Entehrung des Kriegsleids durch die Zitierung vor die Seelen des Kurfürstendamms; gesinnungsmäßig Niedrigeres als diesen Kunstbetrieb einer Weltrevolution unter der Ägide von Katz und Katzenellenbogen hat die weite Welt nicht erlebt [STÜRMISCHE ZUSTIMMUNG], und es ist ganz in Ordnung, daß damit zwischen Newyork und Moskau gereist werden wird. Mein Eindruck von den »Räubern« war bloß der, daß ein mittelmäßiges Heroentum auf die Walze zivilisatorischen Jargons abgezogen war, so daß Karl und Franz Moor denselben Rhythmus totaler Wurstigheit hatten. Jener:

(Nachbildung der Raserei)

Menschen — Menschen — falsche — heuchlerische — Krokodilbrut. Ihre Augen sind Wasser ... Küsse auf den Lippen — Schwerter im Busen ... Bosheit hab ich dulden gelernt, kann dazu lächeln, wenn mein erboster Feind mir mein eigen Herzblut zutrinkt. Aber wenn Blutliebe zur Verräterin, wenn Vaterliebe zur Megäre wird so fange Feuer männliche Gelassenheit, verwildere zum Tiger sanftmütiges Lamm, und jede Faser recke sich auf.

Ohne Grimm und Verderben. [GROSSE HEITERKEIT] Franz jedoch:

(Nachbildung des jüngsten Gerichts)

Da hört ich eine Stimme schallen aus dem Rauche des Felsens — Gnäde — Gnäde — jedem — Sünder — der Erde — und des Abgrunds — du — allein — bist — verworfen. Nun warum lachst du nicht? [STÜRMISCHE HEITERKEIT]

Worauf ein aus einer alten Räubervorstellung stehengebliebener, also richtiggehender Daniel erwidert:

Kann ich lachen, wenn mir die Haut schaudert? [STÜRMISCHE HEITERKEIT]

Mein Eindruck von »Hoppla wir leben« jedoch ist, daß Dilettanten ältesten Stils den Kitschkontrast von Soldatengräbern und tanzenden Girls unaufhörlich in die Feststellung fixieren (PHONOGRAPHISCH): Es ist *unerträglich*! Es geht so nicht *weiter*! Was natürlich die Verdiener im Parkett, auf die man mit haushohen Dokumenten einstürmt, völlig unbewegt läßt, den Gattinnen ein angenehmes Gruseln beibringt und zum Schluß dem trockenen Fazit »Man muß es ändern« die völlige Teilnahmslosigkeit dieser durchhaltenden Sippe sichert, die nichts fühlt, selbst wenns ihr ermöglicht wäre, und mittut, weils der Herr Kerr befohlen hat. Lange wird aber selbst der Kurfürstendamm dafür nicht Entree zahlen und aus der Sackgasse dieser Dramaturgie gibt es nur den Ausweg in die Pleite. Ich fühle mich zu dieser hoffentlich nicht den Rahmen des Programms sprengenden Erklärung verpflichtet, weil Herr Piscator, wie man mir unaufhörlich versichert, seinen Traum von den »Letzten Tagen der Menschheit« noch nicht ausgeträumt hat und bereit wäre, auf dem laufenden Band nach Wien zu marschieren [STÜRMISCHE HEITERKEIT] um sie zu erwarten, sein neues Haus damit zu eröffnen und einen noch nie erlebten Tantiemensegen über mich zu schütten. Ich will aber nicht, und ich fühle mich zu dem Ausspruch dieser Weigerung verpflichtet, weil er in seinem Programmheft die

»Letzten Tage der Menschheit« als das höchste Werk dieser Epoche preist, das sie überleben werde, und weil das Mißverständnis entstehen könnte, daß mit solcher Lobpreisung im Hinblick auf meine Eitelkeit meinem Vorurteil gegen Piscator ein Ende gemacht sei. Nein, der Autor der »Letzten Tage der Menschheit«, der an dieser Entartung erst erkannt hat, daß der Begriff der Dramatisierung des Dokuments durch ihn wahrhaft erfüllt wurde, ist unter keinen Umständen bereit, die Ableger durch das Original zu rehabilitieren und mit der Dramaturgie, die jenen Begriff innen und außen geschändet hat, mit dieser Dramaturgie als *Kollektiv—Verbrechen*, gemeinsame Sache zu machen. Er hofft, daß es ihm einmal im Sinne Wedekinds vergönnt sein werde, dem Schauspieler den rechten Weg zu der Darstellungskunst unserer Zeit zu zeigen und *vor allem, ihn auf diesem Wege von seinen Presse—Peinigern zu befreien!*

*

Am Schlusse fehlt das Klischee vom »nicht endenwollenden Beifall«, der auch am letzten Abend jeder Nennung des populären Namens zuteil wurde, wie insbesondere — und schon bei der Anführung des Titels — dem Vorwort zu meinem Plagiat »Apokalypse«:

Ich spreche nun, ich glaube zum erstenmale, mein Gedicht »Apokalypse«, welches bereits als Plagiat in die Literaturgeschichte Eingang gefunden hat. Das Verdienst, als erster darauf hingewiesen zu haben, daß darin Visionen und Worte aus der Offenbarung Johannis ohne Angabe der Quelle verwendet sind, gebührt dem in Berlin ansässigen Wiener Schriftsteller Ehrenstein, der mir dahinter gekommen ist, nachdem ich seine Eigenart entdeckt und gefördert hatte. Der Hinweis auf mein Plagiat, der in Schriftsätzen des Herrn Kerr an das Amtsgericht Charlottenburg eine Rolle spielt, war zunächst ohne Angabe der Quelle Ehrensteins erfolgt, die erst auf mein Betreiben zitiert wurde. Dagegen stammt von Kerr selbst die folgende Enthüllung:

Er hat also hier (Apokalypse) ein Plagiat begangen. *Auch anderswo ... Kraus schreibt in einer Polemik ('Fackel' 1924, S. 162 ¹) den Satz: »Aber wenn es schon hohl klingt, wo ein Kopf mit einem Buch ... zusammenstößt« usw. ... er vergißt jedoch leider mitzuteilen, daß dieses Witzwort von *Lichtenberg* stammt. Nicht von ihm. (Lichtenberg: »Wenn es hohl klingt, wo ein Kopf mit einem Buch zusammenstößt, muß es dann immer das Buch gewesen sein?«)*

Wozu ich nur zu bemerken habe, daß Herr Kerr die Lichtenbergsche Wendung falsch zitiert, weil er sie eben nicht gleich mir dem Original entnommen hat. Aber ich gebe die Versicherung, und zwar ohne Angabe der Quelle Schillers, daß die schönen Tage von Aranjuez ² bald zu Ende sein werden.

*

Zu der in Berlin schon ein geflügeltes Wort gewordenen Frage »Wer glaubt ihm?« gibt ein Berliner Hörer den folgenden Situationsbericht:

Berlin—Halensee, 10. IV.

— — Denn der größte Teil der Presse verwahrt sich dagegen, ihrem »prominentesten« Mitglied eine unangenehme Antwort vorzulegen; jener kleine Teil aber, der ihm gern einmal eins auswischen möchte, steht hier in einer Front mit ihm gegen einen gemeinsamen Feind, den leibhaftigen Satan Nichtgenanntesollerwerden! Von

¹ Gemeint ist Heft 657, in meiner Ausgabe Seite 127

² Heft 649 »Die Berliner Aufführung« # 03

so sicherem Port läßt sich gemächlich fragen, und vollends verständlich wird der Mut, den Herr Kerr für seine Frage aufbringt, wenn eine Konzertdirektion aus Angst vor dem drohenden Preßrevolver sich anstrengt, auch die gesprochene Antwort zu verhüten. Doch diese Antwort ließ sich nicht unterdrücken. Wer ihm glaubt? *Die Befragten im Schwechtensaal riefen: »Alle!«* Daß zu diesem Bekenntnis mehr Mut gehört als zur Frage, wird Herrn Kerr einleuchten, wenn er erwägt, daß sich unter den Rufern viele Kampfgenossen befinden, *die sich unter ihrem Wortführer Alfred Kerr pazifistisch und revolutionär betätigen, infolgedessen also gewärtig sein müssen, vom patriotischen Spitzel Alfred Kerr wegen Landesverrats denunziert zu werden!* »Überrascht Sie denn das beim Kerr?« *fragte mich ein bekannter Publizist*, als er sah, in welche Erregung mich die Enthüllung versetzt hatte. *So sieht die Meinung über Herrn Kerr aus!* Wohl hätte auch ich ihm die Schuftereit zugetraut, die Vertrottelung aber, mit der er sich entblößt hat, schien mir über das Maß dessen hinauszugehen, was selbst in einem afghanischen Herzogtum die Polizei erlaubt, was jedoch der revolutionäre Pazifismus noch lange nicht erlauben darf, wenn er vor Schändung bewahrt werden will! *Jener Publizist entgegnete mir: »Wer nimmt einen Hanswurst denn so ernst?«* Dieser Schnuppestandpunkt eben ist es, der es einem Hanswurst ermöglicht, uns dadurch zu kompromittieren, daß er ohne durch Narrenkappe und Eselohren gekennzeichnet zu sein, auf dem Führersitz das Narrenzepter schwingen darf. Gewiß beweist die Art, wie er auf die Enthüllung reagiert hat, daß er endgültig darauf verzichtet, ernstgenommen zu werden, ja daß er sich selbst nicht ernstnimmt, wenn er die Vorlesung in Gänsefüßchen setzt und den Wiener Literaten nicht nennen will, um ihn zu ärgern. Das Niveau seiner »Polemik« zeigt aber auch, daß es bei ihm nicht einmal zum Hanswurst langt, und daß der revolutionäre Pazifismus, wenn er sich schon unbedingt einen dummen August leisten zu müssen glaubt, hier gewiß nichts zu lachen hat!

*

ICH TURNE NACH!

Kerr hat also, da die Antwort vom 29. März in Berlin als zu bescheiden empfunden wurde, aufgefrischt von seinen Wiener Penbrüdern, die ihn als Tänzerich der Frau Niese gesellt hatten, Atem geholt, um etwas Kräftigeres zu tun. Der Glossenzettel, vor der Abreise hingeworfen, war nichts, es staunte der Fachmann und es wunderte sich der Kerr—Verehrer; aber nun, nach der Rückkehr, wurde ihm wohl die Tragweite dessen gegenwärtig, was sich inzwischen ereignet hatte. So läßt er denn am 12. April im Berliner Tageblatt »Steile Strophen« erscheinen, in der Hoffnung, daß ich da nicht mehr mit hinaufkommen und daß nun für alle Zeit Ruhe sein werde. Zuvörderst bietet er den »Sang eines Verliebten«, worin er, ein rüstiger Sechziger, die überraschendsten Leistungen verspricht. Sicher meint er, daß ich nicht so gewandt im Turnen sei wie er, der da imstande ist:

Und flögst du über Eis und Alp,
Ich häng mich an dein süßes Bein.

Auch wenn sie nach Feuerland reitet, so will er mitrennen, immer an das Bein gehängt. Mehr als das:

Turnst du zuletzt in den Vesuv,
Ich turne nach,
Ich hinterdrein,
Und sterb an deinem süßen Bein.

Nun folgt der scheinbare Kontrast, der aber von weit tieferer Brunst zeugt und erkennen läßt, an welchem Bein er in Wahrheit zu sterben Aussicht hat. Da ich in erotischen Dingen keine Prüderie kenne, und grausam wie ich bin, drucke ich es ganz und gar ab:

Der Polemist

I.

Wenn ich diesen Burschen lese,
Mahnt mich immer was an Käse.
Wie er schabt und wie er schuftet,
Silben dreht und Worte klaubt,
Wie er schweißverweslich duftet,
Wie er glubscht, ob man ihm glaubt.
Wie er mistet, rabulistet!
(Allemal
Stellt das Kruppzeug sich »entrüstet
Aus Moral«.
Sittlich die Empörungsmiene.
Polemistviech mit Routine).

II.

Sätze pflücken, Sinn verrücken,
Fetzen fälschen, Finten fädeln,
Letzte Journalistentücken
Mit dem Brustton eines Edeln.
Winkelanwalt, Kniffgruppierer.
Täuschen ist sein Tagewerk.
Ehrenschänder, Schmähschriftenmierer,
Aufgeblähter Jammerzweig.
Auf spottbilligen Gebieten
An dem kleinsten Auswuchs klebt er.
Parasit an Parasiten.
(Darin lebt er; davon lebt er.)
Firm in fälschender Gemeinheit,
Schmierian wie eh und je,
Kämpferich für Recht und Reinheit
Mit dem Dreh.
Schwindelschwätzer; »u« für »x«.
Richterpose; Gaunertricks.
Eine pathosmiese, fette,
Krüppelkrumme, lügenlahme,
Kleine Querulantenklette
Mit dem Hunger nach Reklame.

III.

Ohne Hemmung, ohne Störung,
Täuscht und arrangschiert er plump.
Immer Brustton der Empörung: —
Ein »gerechter« Lump.

IV.

Düfte dringen, Lügen klingen ...
Lächelnd ruft man dann und wann
Götz von Berlichingen
An.

Hier erhebt sich vor allem die Frage, ob er denn gar niemanden hat, der ihn berät und der ihn von Schritten, die ins Verderben führen, abhalten würde. In redaktionellen Kreisen besteht naturgemäß kein Gefühl für Verantwortung und dort wird man ihm die technische Möglichkeit, einen Ausbruch der Besinnungslosigkeit vor das Publikum gelangen zu lassen, weit lieber öffnen als sperren. Aber die Familie müßte ihr Veto einlegen und selbst unverwundener Groll zurücktreten, wenn es doch gilt, einen Schwiegersohn im Jubeljahre vor heilloser Schädigung des Ansehens zu bewahren. Es ist ohne Zweifel eine der tragischsten Angelegenheiten der Literatur, und ich muß sagen, daß der Zustand, in dem sich der Mann, chronisch seit Jahrzehnten, akut seit Monaten befindet, selbst mir, dem Schuldtragenden, Mitleid einflößt, so daß ich schwanke, ob ich von der stärkeren Kraft, die mir gegeben ist, Gebrauch machen soll: ihn abzdrukken. Wenn sein Blatt es schon getan hat, darf darum auch ich es tun? So greulich der Verblendete mein leibliches Bild zeichnet — vermutlich ohne jemals die eigene Photographie gesehen zu haben —, ich habe, bewundert viel und viel gescholten, doch manches mit der Helena gemein:

Das Übel, das ich brachte, darf ich nicht
Bestrafen. Wehe mir! Welch streng Geschick
Verfolgt mich, überall der Männer Busen
So zu betören, daß sie weder sich
Noch sonst ein Würdiges verschonten ...
Einfach die Welt verwirrt ich, doppelt mehr,
Nun dreifach, vierfach bring ich Not auf Not.

So dürfte ich es nicht und die Rücksicht auf den Kranken hätte der polemischen Lust Einhalt zu tun — wenn nicht wieder die Pflicht geböte, eben an solchem Fall die Möglichkeit des journalistischen Betriebs darzustellen und eine Unverantwortlichkeit, wie sie wohl in keinem andern sozialen Beruf denkbar wäre. Darum muß ich mich des schönen Vorrechtes einer Humanität begeben, die mich darauf verzichten ließe, ihn mit Nachdruck zu quälen. Denn das ist ja der ungeheure, ihm bei aller Besinnungslosigkeit tief bewußte Unterschied zwischen uns beiden, daß ich ihn nur wortgetreu zu zitieren brauche, um ihm wehe zu tun, während er nicht ein polemisches Wort von mir übernehmen könnte, ohne gleichfalls Schaden zu nehmen. Er weiß ja ganz genau, daß ich weder jemals in einem anderen Falle noch insbesondere in dem seinen »fälschen«, »täuschen«, »gruppieren«, »arrangschießen« mußte, um der stärksten Wirkung sicher zu sein; daß wenn je der schlichte Nachdruck eines Angriffs gegen mich für den Angreifer schmerzlich, so in seinem Falle tödlich war, und das eben ist es ja, was ihn zur Raserei, zu immer neuen Exzessen

treibt und zu Selbstmorden, die längst schon überflüssig sind und vom Verblichenen nur mehr in effigie vorgenommen werden. Denn in der Journalistik kann man ja, wenn ich die Todesursache bin, auf diese Art seine Existenz fristen. Ach, wie sie sich alle zu entschädigen suchen, indem sie ihre Minusse mir aufdisputieren!

War ich das alles? Bin ichs? Werd ichs künftig sein,
Das Traum und Schreckbild jener Städteverwüstenden?

Ich weiß nicht, ob dieser Kerr just der Achill ist, der »sich inbrünstig noch zu mir gesellte«. Aber ich weiß, daß er eine der üppigsten Haßbuhlschaften vorstellt, die mir auf meinem verschlungenen Pfade zugestoßen sind. Und sicher ist er der Lynkeus, der mich ja auch in »Es sei, wie es wolle ... « gezeichnet hat. Oft noch wird er vor mir zu Versen hingerissen sein, Schätze zu meinen Füßen herbeischleppen, Kisten voll Invektiven, die alle nur verkehrte Liebespfänder sind. Nun, ich schwinde nicht Helenen gleich hin, mir selbst zum Idol werdend, allein ich muß doch eine gewisse Ähnlichkeit mit meinem Monument haben, das seit undenklichen Zeiten mit steinerner Gelassenheit allerlei Notdurft und Exhibitionismus über sich ergehen läßt, aber noch die lebendige Kraft hat, die an ihm vermerkten Pissoirinschriften zu fixieren, damit sie nur ja alle Vorbegehenden lesen können. Ich habe die Empfindung, daß das zum Monument gehört und erst in gegenseitiger Verewigung das wahre Bild zustandekommt, das die Nachwelt von dieser geistigen Gegenwart empfangen wird. So werde ich immer wieder Verse abdrucken, die, wenn der Verfasser zu sich kommt, von ihm ganz bestimmt eher in die Kategorie der »unsauberen Beschimpfungen« gerückt werden als die ehrliche Bezeichnung Schuft, für die ich ja mit aller besonnenen Sachlichkeit Beweise in Aussicht gestellt habe. Mit Kruppzeug und Polemistviech, mit der Illusion, daß ich fett und krüppelkumm sei, ist dagegen doch nicht aufzukommen und der unverwüstliche Götz von Berlichingen dürfte wohl nicht so sehr in einen Wunschtraum hineinspielen, der nie in Erfüllung gehen wird, als vielmehr in einen Angsttraum, nämlich wegen der eisernen Hand. Herr Kerr will der Welt einreden, er glaube, daß meine Prosa ihm die Vorstellung unappetitlichster Körperlichkeit vermittelt habe; aber der Vortrag der Briefarie Metellas, von Wedekinds Andacht unterm Apfelbaum und vieles andere, das ihn von seinem Wahn befreien könnte, wäre ja als Kunstleistung schon ein Wunder, wenn es der Region von Käse und »Schweißverweslichem« entstammte. (Man stelle sich nur vor, so etwas käme aus seinem Mündchen!) Damit ists also nichts, alles nur Angstschrei eines Betroffenen, der vor dem entscheidenden Schlag sich krümmt, nichts als wirklich »Versuch« unsauberer Beschimpfungen, zu absolutem Mißlingen verurteilt, an und für sich und umsomehr vor der unbeirrbareren Nüchternheit, mit der ich in medias res einer brüchigen Reputation eingreife. Freilich wird in der Psychiatrie der Fall nicht häufig sein, daß die Angst des Schuldbewußtseins zwischen den Lauten der Tobsucht noch die handfeste Lüge durchläßt, die auf uneingeweihte Hörer als die Aussage des Kenners wirkt. Herr Kerr weiß den Lesern des Berliner Tageblatts, welches trotz dringender Bewerbung noch keine Annonce des Verlags meiner Bücher erlangt hat, zu erzählen, daß »Hunger nach Reklame« mein hervorstechendster Wesenszug sei. Offenbar habe ich diesem in den Tagen, da Herr Kerr in Wien ausschließlich vor Zeitungsleuten sprach, selbst bei diesen abstinkend, und sich dafür vom Penklub entschädigen ließ, offenbar habe ich meinem Reklamehunger eben damals durch die Abmachung gefrönt, daß Karten an die Berliner Presse selbst auf Bitten nicht ausgegeben, keine Bilder des Vortragenden ausgestellt wer-

den dürfen und was dergleichen »Gaunertricks« mehr sind, durch die ich mich schon seit so vielen Jahren der öffentlichen Beachtung aufdränge. Es ist ja gewiß nicht undenkbar, daß sich auf psychoanalytisch eine Möglichkeit herstellen lassen wird, von der noch nicht dagewesenen Konsequenz, wie das Werk der Fackel die legitimste Verbindung mit der bürgerlichen Welt ausschaltet, von der Völlerei in Nichtreklame den Hunger nach Reklame abzuleiten. Aber ein sittlicher Vorwurf könnte diesen doch nur treffen, wenn er entgegen dem puritanischen Schein auch nur in einem einzigen Fall positiv in Erscheinung getreten wäre und, etwa der nachweisbare Refus ihn zu einer Mißbildung des Urteils geführt hätte. Daß ich solchen Hunger nach Reklame auf die einfachste Art stillen könnte, wenn ich Freikarten und Rezensionsexemplare abgäbe, müßte sich eigentlich auch ein Schwachkopf denken. Aber ward je meine Definition »Kritik ist, wenn man auf wen eine Wut hat« erfüllt, so im Fall dieses Kerr, und wie keinem andern Falle entstammt wohl diesem die grauenvolle Erkenntnis, daß die Einrichtung der Tagespresse es der Privatwut, welche doch die unpublizistischste Sache von der Welt ist, ermöglicht, sich als sittliches und geistiges Werturteil vor dieser zu haben. Wenn die Druckleger nur wenigstens ahnten, wie sehr es meine öffentliche Angelegenheit ist, mein Amt der Kulturkritik, die Erscheinung darzustellen, daß die Unverantwortlichkeit der Unzurechnungsfähigkeit nicht in den Arm fiel, sondern ihr, weil ich das Objekt war, Vorschub geleistet hat. Ist der Anfall, der wie alle Orgien der Haßliebe endet, vorbei, so muß das Bewußtwerden der verschlechterten Situation etwas Furchtbares sein. Und ich glaube, dieser Kerr, an mein süßes Bein gehängt, leidet mehr an mir, als je einer in der langen Reihe meiner pervertierten Verehrer an mir gelitten hat, und er ist doch nicht mehr einer von den jüngsten. Dergleichen kann nur weiterleben durch das Morphium des Selbstbetrugs einer Verhäßlichung meines Bildes, die immer mehr ihr eigenes Gesicht entstellt vor eben den Betrachtern, um deren Glauben sie ringen. Sie machen es alle wie der Bekessy: sie bedrecken meine Photographie und haben damit mich psychologisch entlarvt. Der arme Kerr weiß, daß mein Auftreten in Berlin ihm den Todesstoß versetzt hat. Er hat davon erfahren, daß ein geistiges Hochgericht Demonstrationen des Abscheus und der Begeisterung, wie sie kaum je in einem Saal erlebt wurden, entfesseln konnte. Daß die Jugend, die diesen achtmal füllte, buchstäblich bei der bloßen Nennung des Namens Kerr alarmiert war zu einem Beifallsgedröhn, für dessen Stigma die Ehren des Kurfürstendamms nicht mehr entschädigen werden. Es war wirklich so, daß das Händeklatschen für den Vortragenden zugleich in dem Niederstampfen einer Reputation unterging, und nebst der Ansage des Entschlusses, mich in diesen Strudel zu stürzen, hatte insbesondere die Szene »Kerr am Schreibtisch« (über deren häufige Wiederholung der Akteur sich in einem Schriftsatz beklagt) wieder eine Wirkung, daß ich sie noch hundertmal in Berlin vorlesen könnte und, nach jeder Zeile unterbrochen bis zum Ecco, schon beim Spitzen des Mündchens den Saal verzückte. In diesen Mahlstrom gerissen, hat sich eine kritische Existenz, mag sie noch im Theaterparkett ihre Macht fristen und Schauspielernerven kujonieren, in ihre Atome aufgelöst. Ja, er fühlt, daß die schönen Tage von Aranjuez, selbst wenn ich sie wirklich dem Schiller gestohlen hätte, unwiederbringlich dahin sind! Und dazu stelle man sich vor, daß einer, dem schon mein Dasein die unbestimmte Empfindung verursacht, daß es an den Kragen geht, nun in der Erwartung leben muß, von seinen eigenen Dokumenten umgebracht zu werden. Dieser Zustand macht jeden Ausbruch in gebundener Sprache erklärlich und es ist kein Wunder, daß der berühmte »Krätzerich« nun von der selbstmörderischen Enthüllung übertroffen wird, er sei bloß Parasit »an Parasiten«. Es werden in den

nächsten Wochen noch schlimmere Unvorsichtigkeiten erfolgen, sie werden, bei allem Mitgefühl, meinem Nachdruck nicht entgehen — *ich* turne nach, ich hinterdrein —, und wir werden so mit der Zeit dem Resultat näherkommen, dem das schlechte Deutsch des Berliner Tageblattes den guten Ausdruck geliehen hat, als es in dem Prozeßbericht über einen von Herrn Kerr geförderten Theaterbetrüger schrieb:

Die Verhandlung gegen den *Inszenator der jungen Generation*, der, wie Alfred Kerr gesagt hat, »nicht sich, sondern die dramatische Produktion bereichern wollte«, geht matt *seinem* Ende zu.

Die Sprachlehre ließ da nur einen Zweifel zu, ob das Ende des angeklagten Inszenators gemeint sei oder des kompromittierten Sachverständigen, der sich wahrlich in Berlin eher die Anführungszeichen verdient hat als meine Vorlesungen. Und zum Glück beginnen schon die Leute dort sich zu fragen, wie lange sie einen Geistesrichter dulden werden, dessen Unabsetzbarkeit doch kein schwierigeres Problem bilden dürfte als seine Unbeeinflussbarkeit und der, während er einem direktorialen Weinschieber ein künstlerisches Alibi schuf, sich nicht gescheut hat, an Georg Kaiser durch die Reduktion seines Werkes auf einen menschlich erklärbaren Unfall niedrigste Rache zu nehmen. Das Wort »Ehrenschänder« im Munde des Kritikers, der als Kritik jenen schnöden Vers veröffentlicht hat, nach dem er sich mindestens einen Anspielerrich nennen müßte, des Autors eines Kriminalromans von Schriftsätzen, dessen spannender Inhalt die Spannung des wartenden Lesers befriedigen wird! »Schmähschriftschmierer«? Deutschland soll erfahren, auf wen die Bezeichnung paßt! Ehrenschändung — woher denn? womit denn? Mit dem Wort Schuft? Man wird erkennen, daß, wo nichts mehr zu schänden war, ich einfach den Zustand festgestellt habe, ecco.

Wird der Befund als unerträglich empfunden, so hilft keine steile Strophe, sondern nur die Klage. Auch die Genugtuungen der Penklubs von Österreich—Ungarn werden nicht helfen. Nicht einmal der Nachweis, daß die Preßschlieferln, die in Budapest Herrn Kerr gelauscht haben, Landsleute Dürers sind. Wirklich und wahrhaftig: er benutzte die Gelegenheit der Kritik eines Schwanks, den ein Halbfranzose verfaßt hat, um die anthropologische Nuance anzubringen:

Wie der deutscheste Maler, *Dürer—Albrecht*, von Ungarn. (Ich fühlte die Begeisterungskraft *seiner dortigen Landsleute* jetzt mit Entzücken.) Wie der deutsche Musikheros, Beethoven, von Belgiern stammt.

Aber das national Bemerkenswerte daran ist weit eher die Selbstverständlichkeit, daß Kerr—Alfred in Ungarn zu sprechen bereit war und daß man ihn ließ, weil dort eben seine kriegsdichterische Wirksamkeit mehr Kredit genießt als seine pazifistisch—revolutionäre Gesinnung. In Wien, wo einem diese wie jene stagelgrün aufliegt, wurde Herr Kerr gleichfalls von prominenten Landsleuten Dürers gefeiert, an deren Spitze sich Herr Felix Salten befand, und nach dem Bericht des Neuen Wiener Journals hat »das geistige Wien«, in welchem man Castiglioni bemerkte, erkennen lassen, »wie sehr es den Dichter und schöpferischen Kritiker Alfred Kerr verehrt und liebt«. Salten hielt eine Ansprache, worin er Kerr »als einen zielbewußten geistigen Führer durch die Wirrnisse der Zeit grüßte«, als Schöpfer einer neuen Prosa, nicht ohne deren

Musik mit Beethoven und Schubert zu verknüpfen, worauf Frau Niese das Fiakerlied sang. So daß abschließend bemerkt werden durfte:

Der Verlauf des glanzvollen Abends konnte *Präsident Salten* für seine *opferwillige* Mühe um die Entwicklung des Penklubs die Genußtuung geben, daß dieser zu einem Zentrum der geistigen Welt Wiens geworden ist.

Das Ist gewiß viel und daß der Ehrengast der Schöpfer einer neuen Prosa ist, weiß man, oder (auf daß ich nicht ein Anspielerich sei) wüßte man, selbst wenn man nicht das Feuilleton gelesen hätte, worin er seinen Stil als bildstark, schlagend, mittagshell rechtfertigt und das mit dem Absatz schließt

V.

Hulloh! Hulloh—Hullöooh!!

Aber man darf doch nicht vergessen, daß *Präsident Salten* ehemals Toaste zu Ehren eines andern zielbewußten geistigen Führers durch die Wirrnis der Zeit gehalten hat, nämlich des Herrn Bekessy, und es muß schon etwas zu bedeuten haben, daß er pünktlich dem Manne die Honneurs macht, mit dem ich für Berlin etwas Ähnliches vorhabe wie mit jenem für Wien. Ich weiß, die Honoratioren des Schrifttums tragen jetzt den von mir verliehenen Titel Schuft, wie weiland den kaiserlichen Rat. Nun, ich habe nicht die Absicht, Herrn Salten aus Wien zu vertreiben, sondern im Gegenteil, ihm seinen Bekessy wiederzubringen (was hält Benedikt davon?); ich möchte ihm nur dringend raten, mit Beethoven, Sprache und solchen Begriffen, die jenseits des Kalküls für Film und Verlagsgeschäfte sind, künftig hauszuhalten. Er hat ferner in einem nachdenklichen Feuilleton über die Ewigkeitsaussichten Lehars sich resignierend zu denjenigen gezählt,

die den *Sturz alter Moralbegriffe*, alter Dynastien und Gesellschaftsordnungen mitansehen konnten ...

Er hat sich alle Mühe gegeben, speziell jenen aufzuhalten. Wenn ich sicher wüßte, daß er den Damokles nicht mit dem Diogenes verwechselt, so würde ich erzählen, daß über seiner Biographie ein Protokoll hängt wie über der des Herrn Kerr Schriftsätze, und daß — nach vergeblichen Versuchen, die gerichtliche Aussage zu vermeiden — in diesem Protokoll dargestellt ist, wie er dem Bekessy einen Brief Altenbergs, durch den ich herabgesetzt sein soll, zu anonymer Verwertung ausgeliefert hat. Daß sich die beiden rüstigen Sechziger, die es in dumpfer Wut über mein Dasein geworden sind und ihr in schmählicher Angeberei zum Durchstich verhelfen — daß sie sich zusammengefunden haben, erleichtert die Arbeit wesentlich. Die Theatermenschheit, wenn sie sichs auch nicht laut zu sagen getraut, weiß ganz genau, welches Kaliber in Wien und Berlin heute noch das maßgebende Wort über sie zu sprechen hat, und mag auch der unmittelbare Erfolg, den die bürgerliche Welt ihrem Todfeind in der gerechtesten Sache nicht überlassen wird, in unabsehbare Ferne gerückt sein, immer lauter wird das Hohngelächter der geistigen Welt über die Beschaffenheit der Leute, die sich als ihre zielbewußten Führer etabliert haben.

*

WEN MEINEN SIE?

Das Neue Wiener Journal, das durch den Kampf des Herrn Schober gegen die Massagesalons in finanzielle Bedrängnis zu geraten schien, es sich aber so gerichtet zu haben scheint, daß es die Propaganda für jene mit der für Herrn Schober, ja mit dessen Mitarbeit vereinigen kann, hat ihm durch den prompten Nachdruck der Verse des Herrn Kerr eine kleine Genugtuung bereitet. (Wenn ich der alte Biach wäre, würde ich sagen, man kann sich vorstellen, wie der brave Konzeptsbeamte vom Preßbüro glücklich war, einmal etwas Gutes und Gediegenes für den hochverehrten Chef anstreichen zu können und nicht immer nur den Verdruß wegen der Autodiebe.) Nun ergibt sich für mich jedoch die Schwierigkeit, daß ich eigentlich nicht weiß, ob ich Kerr oder Lippowitz nachdrucken soll, so daß ich es vorziehe, beide nachzudrucken. Aber die Sache selbst wird wieder für Lippowitz problematisch. Er bringt nämlich die steilen Strophen unter dem Titel

(Wen meint Alfred Kerr?)

und glaubt die Frage am Schluß stilistisch richtig wie folgt beantworten zu können:

Mit einem Wort, so ein Polemist ist Alfred Kerr — geradezu krauslich.

Das gibt ein ganz nettes Kapitel zur Sprachlehre. Wen meint Lippowitz? Da man den Eigennamen nicht sofort als Dativobjekt erkennt, liest man ihn als das Subjekt, als das sich sein Träger ja wirklich durch das Gedicht qualifiziert hat, »so ein Polemist« wird zu dem ihm gebührenden Prädikat, und die Worte »geradezu krauslich« sind bloß das kritische Resümee, das sich füglich ergibt, wobei nur der Schulbubenwitz »krauslich« ein wenig an Fülle verliert. Mit einem Wort, das Neue Wiener Journal wollte sagen, daß so ein Polemist dem Alfred Kerr geradezu grauslich ist, und es hat gesagt, so ein Polemist sei der Alfred Kerr, und findet ihn geradezu grauslich. Die Verhatschung wird ganz und gar dem Eindruck gerecht, daß der Dichter ein Selbstporträt geschaffen habe. Zu diesem gewiß nicht erwünschten Effekt kommt nun ein weiteres nicht zu unterschätzendes Pech, und die Leute — Dichter wie Nachdrucker — werden schon sehen, daß es seine Schwierigkeit hat, sich mit mir einzulassen, indem sich da, ohne mein geringstes Hinzutun, die Silben von selbst drehen, der Sinn sich selber verrückt und ohne das geringste Arrangschement die Finten sich zu fädeln beginnen. Es ist ein eigener Zauber. Da hat also der Dichter mich einen Parasiten an Parasiten genannt; daß ich ein Parasit an ihm sei, wird er doch gewiß nicht leugnen wollen, aber schließlich könnte dieser Akt von Selbstvergessenheit von ihm noch mit einigem Recht so gedeutet werden, daß er unter den Parasiten eben die gesamte Journalistik außer ihm selbst meine. Daß er nun ausgerechnet das Neue Wiener Journal eximiert wissen wollte, ist kaum anzunehmen, zumal wenn er jetzt sieht, wie ich mich parasitär mit diesem befaße. Wen meint also das Neue Wiener Journal, wenn es den Parasiten an Parasiten übernimmt? Ist es sich nicht selbst nahegetreten, so könnten sich immerhin Standesgenossen gekränkt fühlen. Aber sie werden gegen den Angriff, dessen Objekt anonym bleibt, so wenig ausrichten können, wie ich in einem stadtbekanntem Fall. Das einzige Resultat wird sein, daß der brave Hans — den ich nicht mehr Johann nennen will und der außer Rückert auch »schon Walther von der Vogelweide« zitieren kann und ferner den ihm

persönlich bekannten Ozeanflieger Hünefeld ¹, der ihm »drei Bändchen Gedichte, Kinder seiner Muse« gewidmet hat — das Fazit wird sein, daß Schober nun auch Kerr zitieren wird. (Natürlich, ohne mich gemeint zu haben.)

*

Um uns nun alle beisammen zu haben — oder wenigstens Kerr, das Neue Wiener Journal und mich —, zitiere ich auch etwas. Und zwar aus »Der katholische Schriftsteller und die Sprache, mit einem Exkurs über Humor und Satire« von Theodor *Haecker*:

... Jede Zeit hat ihre passenden Wahrheiten, die sie sich auswählt, nicht macht, wie sie sich ihre passenden Lügen, die auch schon lange bestanden haben, auswählt — sie kann so auch Wahrheiten verschmähen, weil sie ihr zu hoch oder zu unbequem sind, sie kann sie nicht unwahr machen. Wenn sie heute behauptet, daß sie keine Zeit mehr habe zur Lyrik, weil Technik das Wort Gottes ist, so hat sie ja recht, und lügt doch, weil sie ja Zeit hat *für den unappetitlichen Fraß einer Sonntagsnummer des Neuen Wiener Journals*, ihr also etwas Höheres fehlt als die Zeit ... In solchen Zeiten, die leicht den echten Lyriker verkennen lassen, entstehen der Lyrik der Sprache Rächer aus der Satire. Aus den schmutzigen oder kraftlosen Händen ... entriß im untergehenden Rom Juvenal die lautere Sprache Roms, nachdem er lange nur zugehört hatte: *semper ego auditor tantum?* — und rettete sie, ihre Majestät und ihre Schönheit, in das, was der Lyrik Gegensatz zu sein schien und doch nur ihre rettende Rüstung war: in die Satire. Das große deutsche Sprachwerk, das unter dem Namen *Karl Kraus* geht, hat auch diesen Sinn. Es mag einer gleich mir noch so tief beklagen, daß dieser Mann dem Glauben des Christen so ferne steht, und ihm deshalb in entscheidenden Dingen widersprechen müssen, aber es muß einer blind sein für die Ungerechtigkeit dieser Zeiten und Staaten, um für die zum Himmel schreiende Gerechtigkeit seiner Stimme taub zu bleiben, es muß einer wenig im Blute und im Wissen und Gewissen haben von den Antezedenzen des Christentums, um nicht zu vernehmen, wie in ihr der Durst des »Gerechten« seines Volkes nach herstellender göttlicher Rache und nach Erquickung lechzt, und es muß schließlich einer seine Muttersprache nicht lieben und kennen, um diesen schön und männlich in sie Verliebten nicht zu ehren. Der ist Lyriker, was immer er auch sonst noch sein mag, also z. B. Satiriker, der die lebendigen Wasser der Sprache rührt. — — Der Freund: ... »Und wenn«, könnten oder werden Sie sagen, »und wenn! Qualis artifex! *Der Floh oder Kerr*, den ich darstelle, wird in Äonen nicht untergehen. Gibt es größere Kunst als die, vergänglichster Dinge unvergängliche Bilder zu gestalten!« — — Der Satiriker: ... Denn auch der Satiriker erreicht im Verborgenen zuweilen etwas. *Wo noch eine natürliche geistige Jugend ist, da stärkt er ihre Angst vor der Leere und dem Geschwätz, ihren Mut zur Höhe und Fülle der Weisheit, ihren Abscheu, ihre Begeisterung, ihren Entschluß, ihr Schweigen und ihr Wort ...* Und dann, was meinen Sie denn, was von unserer Zeit so viel anderes übrig bleiben wird, als ihre echte Satire? Die *schwarze Magie* oder die *Fackel* ? ...

1 Deutscher Flugpionier, † 1929

Für Hildegard Scheller

Wäre meine Vorstellung nicht an hundert Formen dieses Sündenerbrechens, das sich Bürgerwelt nennt, zugleich gebunden, wahrlich ich hätte, wie damals, als ich ihrer pharisäischesten Partie »Sittlichkeit und Kriminalität« abgewann, mich ganz und gar dem Fall zugewendet, wo sie ihre verdorbene Lust in der Hetzjagd auf ein junges Mädchen befriedigt hat. Auf eine Sechzehnjährige, die, entspräche sie dem Bilde, das die alliierten Treibjäger in Staat und Presse, von ihr der genießenden Kanaille Öffentlichkeit vermittelt haben, sittlich noch turmhoch über dem Babel stünde, dessen Honoratioren sich da des Sittenamts vermessen. So aber mußte es sich mein Blick, gebannt und ermüdet von allen Greueln der näheren Nachbarschaft, genügen lassen, die Gerichtsspalten zu durchfliegen, das tausendmal Erlebte als vorhanden zu erkennen und höchstens bei dem furchtbaren Frage— und Antwortspiel zu verweilen, das eines jener fortgeschrittenen Blätter fixiert hat, die das Sensationsgeschäft schon unter dem Vorwand freiheitlicher Kritik betreiben:

Eine peinliche Szene

— — Vorsitzender: Haben Sie dann auch mehr gemacht, als sich geküßt?

Hilde schweigt.

Vors.: Wie, was, er, Sie, ihn, wie?

Schließlich sagt Hilde: Ich habe Paul nur geküßt. Zu mehr ist es nicht gekommen.

Vors.: Zu unsittlichen Berührungen mit der Hand?

Hilde schweigt.

Vors. (der das Schweigen als Zustimmung auffaßt): Also ja, sagen Sie mal, was für einen Eindruck hatten Sie denn von ihm? Hatte er Sie gerne?

Hilde: Ich glaube, er hatte mich gern.

Vors.: Sagen Sie mal, wer war denn der Tätigere von euch beiden?

— —

Hilde schweigt hartnäckig, und was sich jetzt abspielt, ist eine sehr peinliche seelische Tortur.

Der Vorsitzende will Hilde unbedingt zwingen, im großen Gerichtssaal über ihre intimsten Erlebnisse auszusagen. — —

Vors.: Haben Sie Krantz Vorwürfe gemacht, weil er sich Ihnen immer aufdrängte?

Hilde: Nein. — —

Vors.: — — Auf dem Rückweg haben Sie sich also geküßt. Haben Sie auch verabredet, daß Sie zusammen schlafen werden?

Hilde (entrüstet): Nein.

Vors.: Aber das war doch bei Ihnen beiden stiller Wunsch und unausgesprochene Vereinbarung.

Hilde: Nein. Er kam zu mir und sagte, er könne nicht ins Zimmer zu Günther hinein. Und ich bin dann zu ihm gegangen und dann haben wir uns geküßt.

Vors.: Ist es auch zu regulärem Verkehr gekommen?

Hilde: Nein.

Vors.: Oder zu etwas, was fast so war?

Hilde: Nein.

Vors.: Aber hat es auf seiner Seite eine solche Wirkung gehabt?

Wissen Sie etwas darüber?

Hilde schweigt.

Vors.: Wie ... was ... nicht ... ja ... ?

Da Hilde noch immer hartnäckig schweigt, fragt der Vorsitzende weiter: »Haben Sie sich *erheblich sexuell eingelassen*? Wie ... was ... wie ... nicht?

Hilde antwortet endlich: Nein. — —

Vorsitzender: Aber es war doch nahe daran, wie ... nicht ... wie?

Gewiß, es war einer der stärksten Alpe, die ich jemals in meinem täglichen Nachtwerk berufen war durch das Wort von den Herzen der wenigen abzulösen, denen dergleichen noch den Schlaf raubt. Doch ich mußte fürchten, daß es in der größeren Quantität, die ungestaltet bleibt, begraben würde, geboren und verschlungen von einer Zeit, die nichts hat als Quantität, und daß mir nicht einmal der Abdruck des Alps vergönnt wäre, um für eine gequälte Zeugin mit einem Menschenton zu zeugen. Da hat sie sich selbst zum Wort gemeldet, und ihre Bitte um Schutz schützt sie besser, als die Abwehr aller Unbill es vermöchte. Ich bekam eine Zuschrift, an deren Echtheit ich mit umso mehr Recht zweifeln konnte, als ich kurz vorher in einem »Schriftsatz« die Behauptung gefunden hatte, daß von tausend Menschen an der Spree kaum einer die Fackel kenne, und ich selbst dieser Behauptung als einer übertriebenen Aussage von der Verbreitung der Fackel in Berlin widersprochen habe, die doch gewiß nicht zwei bis dreitausend Menschen dort bekannt sei. Und wie sollte zu der geringeren Zahl gerade, die kleine Zeugin im Krantz—Prozeß zählen?

Berlin—Steglitz, den 20. II. 28

Albrechtstr. 72 c

Sehr geehrter Herr Kraus!

Durch die entstellten Prozeßberichte bin ich zu einer so traurigen »Berühmtheit« geworden. Keine Zeitung findet sich, mich zu rechtfertigen. Alle fürchten den Rechtsanwalt Dr. Frey. So wende ich mich in meiner großen Not an Sie, den ich durch Lesen Ihrer »Fackel« als den einzigen Anwalt des Rechts erkannt habe.

Mit der Hoffnung auf Ihre Hilfe

verbleibe ich Ihre ergebene
Hildegard Scheller.

Unmittelbar darauf hieß es, Fräulein Scheller sei in ein Landpensionat gebracht worden, und ich ließ durch einen Berliner Bekannten bei den Eltern nachfragen, ob ihnen von der Absendung jenes Briefes etwas bekannt sei. Seine Echtheit wurde dem Nachfragenden bestätigt, der dann von einem juristischen Berater der Familie die folgende Zuschrift erhielt:

Im Anschluß an unser gestriges Ferngespräch beehre ich mich Ihnen wie folgt zu schreiben:

Fräulein Hildegard Scheller hatte mir als einem Freunde der Familie — ich bin kein Berufsjurist — gelegentlich ihrer Abreise in ein ausländisches Töchterpensionat anvertraut, daß sie sich während der letzten Tage des Krantz—Prozesses in ihrer Verzweiflung und Verlassenheit an Herrn K. K. gewendet und ihn um Ehrenschutz gebeten hatte, der ihr von Seiten der Presse nicht zuteil

wurde. Ich hatte Fräulein Scheller versprechen müssen, für den Fall daß Herr K. K. sich für ihre Sache interessieren sollte, ihm an ihrer Stelle alle notwendigen Informationen zu erteilen und ihm vor allen Dingen diejenigen Dokumente auszufolgen, deren Veröffentlichung hier niemand wagen würde. Daß Herr K. K. sich überhaupt eventuell des Fräuleins Scheller annehmen würde, hätte ich nie erwartet, ich hatte s. Zt. den Brief des Fräuleins Scheller als »Jugendliche Tollkühnheit« bezeichnet, freue mich aber umsomehr, daß ich hier im Unrecht war.

Die Zuschrift erzählt nun einiges von dem Zusammenwirken von Sensation und Autorität, »um ein junges Mädchen von wirklich beispiellos vornehmer Gesinnung und hervorragenden Geistesgaben seelisch zu martern und gesellschaftlich zu ruinieren«, und schließt mit der Bitte um eine Unterredung in Gegenwart der Eltern. Bevor es zu dieser — nach Abschluß der Vorlesungen — kam, wurde mir in Berlin der folgende Brief übermittelt:

— — 28. III. 28

Sehr geehrter Herr Kraus!

Gern wollte ich Ihnen persönlich alles erzählen, doch ich bin für längere Zeit in diesem hiesigen Pensionat. Hier hoffte ich Ruhe zu finden, aber man hat erfahren, wer ich bin.

Ich will versuchen, Ihnen so gut es brieflich geht, zu schildern, wie alles war.

Vorausschicken muß ich, daß ich mich durchaus nicht reinwaschen will. Denn, wenn man überhaupt von Schuld sprechen kann, gebührt auch mir ein Anteil.

Aber wie gegen mich und vor allen Dingen gegen meinen armen Bruder vorgegangen ist, das ist das Empörende.

Alle nur erdenklichen Sünden und Fehler wurden unserer Familie angedichtet.

Gab es wirklich etwas zu kritisieren, was bei jedem Menschen vorkommt, so wurde das riesenhaft vergrößert und entstellt.

Natürlich ist es die Pflicht eines Verteidigers, alles daran zu setzen, um seinen Klienten frei zu bekommen. Aber Herr Dr. Frey befand sich gar nicht in dieser Notwendigkeit mir gegenüber, da meine Aussage seinen Mandanten ja in keiner Weise in Gefahr brachte, und somit war die ganze Quälerei doch wirklich überflüssig.

Ich stand schutzlos ohne Rechtsbeistand einem gehässigen Verteidiger und einer sensationslüsternen Presse ausgeliefert.

Es wurde mir kein Schutz bewilligt, denn immer wieder wurde betont, ich sei nur Zeugin. Daß ich schlimmer als der Angeklagte selbst verhört wurde, beachtete niemand.

Ist es nicht ein Leichtes für einen Rechtsanwalt wie Dr. Frey, mir, die ich nichts von »Recht« und Gericht verstehe, die Worte im Munde umzudrehen?! Immer wieder konnte ich beteuern, es sei doch wirklich nicht so, wie er es sagt. Niemand hörte es.

Wie ein abgekartetes Spiel kamen mir gewisse Zeugenvernehmungen vor. Ich weiß nicht, ob ich es beurteilen kann, aber Frage und Antwort waren so wunderbar auf einander abgestimmt, daß es auffallen mußte. Doch es wollte niemand merken, es war ja gegen mich und so schön sensationell.

Mit dem festen Vorsatz, die reine Wahrheit zu sagen und Krantz so viel als möglich zu schonen, bin ich hingegangen. Doch ehe ich schon den Mund auftat, wurde meine Glaubwürdigkeit von Herrn Dr. Frey bezweifelt. Und kein Mittel scheute er, meine Glaubwürdigkeit zu erschüttern.

Sie werden es sicher gelesen haben, wie er eine Unwahrheit nach der andern vorbrachte, meine Schlechtigkeit, meinen Leichtsinns und somit meine Unglaubwürdigkeit zu beweisen. Und wie sich dann herausstellte, daß alles, was er mir nachsagte, auf Unwahrheit beruhte. Die Widerlegung seiner Beschimpfungen hat die Presse natürlich nicht richtig gebracht, und ich bin nicht stark genug, mich gegen solche Angriffe und gegen solche Gegner zu wehren, habe auch vor allem hierzu nicht die Möglichkeit.

Aus diesem Grunde wagte ich es, Sie um Schutz zu bitten, und ich danke Ihnen herzlichst, daß Sie auf mein Schreiben eingegangen sind. — —

Ihre ergebene
Hildegard Scheller

Diesem Schreiben, dessen Wahrhaftigkeit die Apparate der Lügenmacht in Plunder verwandelt, ist noch ein Dank gefolgt für die Unterredung, die inzwischen stattgefunden hatte. Die Aufschlüsse, die diese an der Hand von Dokumenten brachte, betreffen das Walten der amtlichen Sittlichkeit und das Wüten der Sensationsbestie, jener Mißbraucher der Tageszeiten, die des Morgens, des Mittags und des Abends die Menschenerde besudeln. Was die amtliche Sittlichkeit betrifft, so hat sie wie immer funktioniert, das heißt so, daß man, wenn man ihre Protokolle veröffentlichen wollte, von ihr wegen Verbreitung unzüchtiger Schriften belangt werden müßte; und es wäre auch, solange es nicht unerläßlich ist, geradezu peinlich, das Bekenntnis eines beherzten Mädchens mit der Erinnerung an die ihm angetane Häßlichkeit, soweit sie nicht schon durch die Gerichtssaalberichte belegt ist, zu konfrontieren. Was die Zutreiber der öffentlichen Moral betrifft, so wäre festzustellen, daß sie Interviews erlogen und erpreßt, Photographien geraubt und sich unter allerlei Fiktionen wie der eines ausgebrochenen Brandes den Einlaß ins Familienzimmer erkämpft haben und daß, was immer da erschienen ist, aus den schmierigen Fingern gesogen war. Auch die Presse hat also funktioniert wie immer.

Da kommen wir mit vollem Trab,
Verzeiht! es ging nicht gütlich ab.
Wir klopfen an, wir pochten an,
Und immer ward nicht aufgetan;
Wir rüttelten, wir pochten fort,
Da lag die morsche Türe dort. — —

Wo immer menschliches Glück zu zerstören ist, ob bei Philemon und Baucis oder wo Knaben und Mädchen wohnen, die drei Gewaltigen: die vom Morgen, vom Mittag und vom Abend leisten ganze Arbeit:

— — In wilden Kampfes kurzer Zeit,
Von Kohlen, rings umher gestreut,
Entflammte Stroh. Nun loderts frei,
Als Scheiterhaufen dieser drei.

Denn auch hier geschieht, was längst geschah. Den Lynkeus, der es nicht sieht, zu solchem Fall geschwiegen hat und nur »Es sei wie es wolle, es war doch so schön!« behauptet, löst der andere ab:

Sollt ihr Augen dies erkennen!
Muß ich so weitsichtig sein!

Wiener Vorlesungen

Mittlerer Konzerthausaal, 23. Mai 1927, ½ 8 Uhr:

- I. Weg damit! — Promesse. — Zur Sprachlehre (Mit kurzer Vorbemerkung: Überfracht; Als und wie; »Verbieten« und »Sich verbiten«; Nicht zuzutrauen und nicht zuzumuten; Es trog!; Etwas, wovor man zurückschrickt; Keine Entschuldigung!). — Kleine Züge schlichter Größe hüben und drüben / Je nachdem / Rekord / Adolf Loos in Wien / In schwer dionysischem Zustand geschrieben / Die Beethoven—Zentenarfeier / Wildwest und Wien (Glosse). — Antwort Beethovens auf den Versuch, den Fremdenverkehr durch seinen hundertsten Todestag zu heben. — Vor hundert Jahren,
- II. Der verlorene Sohn / Ob es der Polizei gelingen würde? / (Die Behauptung, daß in der »Neuen Freien Presse« Artikel erscheinen könnten, die irgendwelchen persönlichen Gefälligkeiten entsprechen würden, ist so lächerlich, daß sie wohl kaum einer besonderen Widerlegung bedarf. Anm. d. Red.) / Humor des Inlands / Was sich alles einschleichen kann / Der Glaserdiamant / Keinen Seufzer, wenn ich bitten darf!
- III. Ein Plakat, das seine Wirkung vor dem Erscheinen getan hat.

Auf dem Programm:

Der 'Roten Fahne' und dem 'Neuen Wiener Journal' ist die folgende Berichtigung gesandt worden:

Es ist unwahr, daß Karl Kraus, »dem ganz fraglos durchdringende Scharfsichtigkeit in allen Dingen literarischer und sonstiger Korruption zugesprochen werden muß, es seit einigen Jahren trotzdem für geraten hielt, der sozialdemokratischen Partei Gefolgschaft zu leisten«. Wahr ist, daß Karl Kraus keiner Partei Gefolgschaft geleistet hat und leistet. Wahr ist, daß er, soweit die sozialdemokratische Partei gegen Krieg und Kriegsgewalt Stellung nahm, diese Haltung anerkannt hat. Wahr ist, daß er auf wiederholte Einladungen der sozialdemokratischen Kunststelle wie auch einzelner Arbeitervereine mit der größten Bereitwilligkeit und aus Zuneigung zur Arbeitersache Vorträge zugunsten von Fürsorgezwecken der Arbeiterschaft gehalten hat. Wahr ist, daß er der Arbeitersache Gefolgschaft geleistet hat und leistet.

Sie schreiben: »Nunmehr ist der Sozialdemokrat Karl Kraus mit der sozialdemokratischen Wipag zusammengestoßen.« Es ist unwahr, daß Karl Kraus Sozialdemokrat ist oder war, wahr ist, daß er keiner politischen Partei angehört und nie einer solchen angehört hat.

Es ist unwahr, daß ihm »die Sozialdemokratie zwecks Unterzeichnung des Fritz—Grünbaum—Aufrufes eifrig — allerdings auch vergebens — nachgelaufen ist; Karl Kraus hatte die Selbstachtung, diesen Aufruf nicht zu unterschreiben ... « Wahr ist, daß Herr Karl Kraus nie aufgefordert wurde, diesen Aufruf zu unterschreiben, offenbar aus dem Grunde, weil man der Verweigerung seiner Unterschrift von Aufrufen sicher war.

*

Architektenvereinssaal, 3. Juni, ½ 8 Uhr:

Nestroy: Der konfuse Zauberer oder Treue und Flatterhaftigkeit.
Musik von Adolph Müller sen.

Auf dem Plakat und dem Programm die folgende Notiz:

Solange die Ausstellung »Wien und die Wiener« bloß die Entwicklung der Wiener Presse und nicht auch die durch sie bedingte Rückentwicklung der künstlerischen Empfänglichkeit zur Anschauung bringt, ist ihr Bild unvollständig. Es fehlen Dokumente über die Stellung der Wiener zu ihrem größten Dichter. Diese Dokumente hätten zu betreffen: die Tatsache, daß der Versuch, ihm endlich ein Monument in Wien zu setzen, eine Komiteeangelegenheit bleibt, die sich keiner offiziellen und publizistischen Förderung erfreuen darf; die völlige Nichtbeachtung des eigentlichen Denkmals, das er sich selbst und ihm in seinem Sinne ein opfermutiger Verlag in der großen historisch—kritischen Gesamtausgabe errichtet hat: auch durch solche Wiener, die Bücher kaufen und lesen; das geringe Interesse für die Bearbeitungen, denen selbst die Bestimmung des Ertrages für wohltätige Zwecke zu keiner zweiten Auflage verhelfen konnte; die Sympathie des Publikums für die Verunstaltungen Nestroys durch das Burgtheater; die geringe Teilnahme an den Darbietungen des »Theaters der Dichtung«, durch die seiner Geistesgestalt die Ehre wird, die ihr gebührt; der Umstand, daß es nötig ist, für eines der anmutigsten Humorwerke der deutschen Sprache zu werben, um mit seinen Hörern den kleinsten Saal zu füllen, und daß es voraussichtlich nicht gelingen wird.

P. S. So ist es schließlich doch gelungen.

*

Ebenda, 17. Juni, ¼ 8 Uhr: Zum 5. Mal

Offenbach: Blaubart. Begleitung: Otto Janowitz.

Auf dem kleinen Plakat und dem Programm die Notiz:

»Wien und die Wiener« Der Wiener Gemeinderat hat die Subvention für ein Nestroy—Denkmal abgelehnt.

(Anm. Diese EntschlieÙung soll später widerrufen worden sein.)

*

Ebenda, 21. Juni, ¼ 8 Uhr: Zum 4. Mal

Offenbach: Die Großherzogin von Gerolstein. Begleitung: Otto Janowitz.

*

Ebenda, 23. Juni, ¼ 8 Uhr. Zum 4. Mal

Offenbach: Pariser Leben. Begleitung: Otto Janowitz.

Auf dem Programm:

Aus einem Moskauer Bericht:

— — Nur geht der Kampf nicht gegen die Operette als solche, sondern gegen den »Wiener Operettenstil«. Die unpolitischen Kritiker schrieben, die Wiener Operette gebe dem sowjetischen Zuschauer nichts mehr, sie erfülle nicht nur keine der sozialen Aufgaben, die die herrschende Weltanschauung dem Theater stellt, sondern sei auch für den heutigen russischen Zuschauer unverständlich und uninteressant. Und wenn die Kasse anders spreche, so sei darauf hinzuweisen, daß es Händler und Schieber sind, die das Operetten-theater füllen, und die sind ja Bürger zweiter Klasse. Die Presse verlangte eine neue, und zwar eine russische Operette. — — Es ist kein Zufall, daß Granowski und Talroff die alten französischen Operetten wählen. Vor der Regierungsbehörde, der »Repertoirekommission« können sich nur *die Klassiker der Operette* behaupten. Und auch das Moskauer Operettentheater wird gezwungen, sich diesen Forderungen anzupassen. »Die Zirkusprinzessin« ging noch über die Bretter, aber dann wurde *von oben her die Forderung nach der Belebung der alten klassischen Operette gestellt*. Und so versucht sich das Moskauer Operettentheater in Offenbachs »Schöne Helena«. — — Die Diskussion über die Operette ergab nun, daß endlich die Operette als solche von der Öffentlichkeit Moskaus, damit auch von der Öffentlichkeit Rußlands »de jure« anerkannt wird. Bei der Erörterung der Fragen: Brauchen wir noch die klassische Operette? Und wie soll die russische Operette beschaffen sein? siegte die Meinung, daß *auf Offenbach und Lecocq noch nicht verzichtet* werden kann — —.

In der zweiten Zusatzstrophe des Terzetts Gondremark, Baronin und Joseph lauteten nun (im Sinne der Ankündigung auf S. 32 der Nr. 759 — 765) die Zeilen des Joseph:

Nein, der erpreßt doch nicht mehr da,
Vielmehr schon in Amerika

ersetzt durch:

Der hat sich schon von uns gewandt,
Er weiß was auf sein Vaterland.

*

Mittlerer Konzerthausaal, 9. Oktober, 7 Uhr

Theater der Dichtung

Zum 1. Mal

Madame L'Archiduc

Operette in drei Akten. Musik von Jacques Offenbach.

Text nach Albert Millaud von Karl Kraus

Musikalische Einrichtung für den Vortrag und Begleitung: Otto Janowitz
Personenverzeichnis der Pariser Uraufführung im Theater des Bouffes Parisiens am 31. Oktober 1874 und der Wiener Erstaufführung am 16. Januar 1875 im Theater an der Wien (in der Bearbeitung von Julius Hopp unter dem Titel »Madame Herzog oder Die Verschwörung zu Montefiascone«) ¹

1 Druckfehler: Nicht MM. Doubray sonder Daubray

Erzherzog Ernst	MM. Doubray	Hr. Friese
Graf von Castelardo	L. Fugère	„ Rüdinger
Herzog von Pontefiascone (Scaevola)	} Verschworene	Grivot „ Girardi
Marquis von Frangipano (Coclès)		Scipion „ Rott
Graf von Bonaventura (Themistocle)		Jean-Paul „ Fink
Bonardo (Licurge)		Guyot „ Eichheim
Pianodolce } Andantino } Chi-lo-sa } Tutti-frutti }	} Minister	„ Courcelles Thalbot
		„ Durand Romani
		„ Rivet Jäger
		„ Maxnère Gärtner
Riccardo, Castellan auf dem Chateau Castelardo	Desmots	„ Martinelli
Der Wirt der Herberge »Della conspirazione permanente« . . .	Homerville	„ Schreiber
Giletti, Kellner in der Herberge	Habay	„ Czika
Beppino	Maxnère	
Die Gräfin von Castelardo	Mmes. B. Perret	Frl. Wieser
Fortunato, Kapitän der Dragoner	Grivot	Frau Karoline Tellheim a. G.
Marietta, Mädchen in der Herberge	Judic	Marie Geistinger
Giacometta	Godin	

Herren und Damen am Hofe, Pagen, Dragoner, kleine Soldaten, Kellner, Mädchen, Domestiken, Verschworene, Volk.

Die Szene ist im Herzogtum von Parma, gegen 1820.

Der erste Akt spielt im Gasthof »Della conspirazione permanente«, der zweite im Chateau Castelardo, der dritte am Hofe.

Der Zettel des Theaters an der Wien verzeichnet nach der Bearbeitung von Julius Hopp den Erzherzog Ernst als »Alfonso, regierenden Herzog von Montefiascone«, die Verschworenen nur mit ihren Beinamen, den dritten und den vierten Minister als »Moderato« und »Piccolo«, nennt den Fortunato »Gendarmerie—Kapitän« und führt, offenbar als Höflinge, die Namen »Marchese di Bellardo, Conti di Salerno, Duca Sylvestri und Nobile di Manuelo« (die Herren Mellin, Buchner, Endreßer und Gottlieb) an.

Auf der Rückseite des Programms das Vorwort des Buches:

In Paris noch heute auf dem Repertoire stehend, nach Wien — die Begebenheit spielt in Parma unter erzherzoglicher Herrschaft — nur in textlicher Verwässerung gelangt und in der handwerklichen Schablone eines sonst besseren Bearbeiters, mit seinem Vollklang uns verschollen, verbindet das Werk Anmut und Ebenmaß einer Lustspielhandlung mit allen Offenbachschen Wundern zu einer Einheit und Einzigartigkeit, mit der im gleichen Jahre auf die Welt gekommen zu sein dem neuen Übersetzer und Vortragenden ein abergläubisches Glücksgefühl verursacht. In Wort und Ton die Uroperette, bestärkt es die Ansicht, daß das Genre in seiner Vollendung — fern vom Begriff jener fragwürdigen Wiener Belusti-

gung zwischen Walzer und Shimmy — zugleich einen Gipfel der Theaterkunst bedeutet und, wie im Narrenfolge eines Shakespeareschen Königs, allen Spielraum öffnet für die Belichtung der Welt durch den Genius des musikalischen Froh— und Tiefsinns, als die Form einer Vergeistigung, die den Ernst des Lebens in ein närrisches Märchen auflöst. Wie hier Sphäre und Gestalt, Willkür des Herrschertums und Willkür der Operette verwachsen und wechselbar sind und wie sich das Unwahrscheinliche da und dort von selbst versteht, das bildet einen Gipfel des Offenbachschen Tyrannenhumors, die Liebe lohnend, mit der der Bearbeiter an die Aufgabe ging, diese Rhythmen so dem schwierigeren deutschen Vers anzuschmiegen, als wären sie mit ihm erschaffen. Unter den mehr als hundert Gaben eines Verschwenders, dessen Zeitalter erst anbrechen wird, wenn jemals noch menschliches Gehör seine Empfänglichkeit wiederfindet, steht — in der Reihe verklungener Herrlichkeiten wie »Périchole« und »Madame Favart« — diese Burleske von der zur Regentin aufsteigenden Kellnerin an vorderster Stelle, dank der reifen und noblen Lieblichkeit ihrer Musik und vermöge der Qualität eines Buches, das, von Akt zu Akt seine Wirksamkeit steigernd, nicht wie manche berühmteren Texte bei aller musikalischen Bereitschaft aus Überladung in Beiläufigkeit endet. Louis Schneider, der Biograph Offenbachs (»Les maîtres de l'opérette française«, Paris, Librairie académique Perrin et Cie, 1923) — der Halévy die Mitarbeit am Millaud'schen Text zuschreibt, die Handlung ungenau erzählt und, anders als die bei Calmann—Lévy neu aufgelegte Buchausgabe und wohl irrtümlich, 1873 als das Jahr der Uraufführung angibt — sagt, dieser Text sei »d'une facture soignée¹«, und nennt die Musik

»une des partitions les plus heureuses de la seconde série, qui va de 1871 à la mort du matre ... Ds l'ouverture on est pris par cette fantaisie qui est la marque mme d'Offenbach: un rythme fou, dgingandé, auquel succède une phrase câline, telle une supplication qui voudrait se faire pardonner un mouvement désordonné².«

Die Marietta der Madame Judic, in Wien von der Geistinger gespielt, wird als »une inoubliable création« besprochen. Partien wie die Inkognito—Szene im dritten Akt mit dem Chor »Pas de scandale!«, oder auch das A B C—Sextett im zweiten, gehören zu dem Stärksten, was das heitere Theater je vermocht hat, und mit einem Entree wie dem »Original« des Erzherzogs erscheint selbst das des Generals Bumbum aus der »Großherzogin von Gerolstein« übertroffen. Würdig vertritt diese Operette eine Schöpfung, der der Biograph abschließend die folgende Charakteristik widmet:

»S'il faut résumer son oeuvre, on peut dire qu'il a découvert un monde nouveau, une île inconnue, la terre du rire musicale ... Il a peuplé ainsi le cerveau de ses contemporains de toute une série de créations qui sont des modles d'esprit, de bonne humeur, d'ingénuité malicieuse. Il a donné la vie à de soi—disant, marionettes qui n'étaient en réalité que des êtres humains regardés par le petit bout de la lorgnette et dont il a quelque peu défiguré la forme afin que personne ne

1 xxx

2 xxx

pût se reconnaître et se sentir blessé. Il a été l'historien musical de son temps, un Daumier qui aurait employé les notes de la gamme pour dessiner des silhouettes. Avec Hervé, qu'il ne faut jamais oublier, il a donné naissance à un genre, l'opérette, qui est française, parisienne, comme la valse est allemande, viennoise ...¹ «

Nur eben mit dem Unterschied zwischen der geistigen Tat, die die Kausalität der menschlichen Dinge aufhebt, und einem Zeitvertreib, der sie unterbricht. Durch die Erneuerung der Madame l'Archiduc ist unserer Bühne ein Werk geschenkt, mit dessen Verschmähung sie, dem Geist unzugänglich, an Technik und Tanz verloren, ihre eigene Verschollenheit und Unrettbarkeit dartun wird. Das Textbuch ist bei R. Lányi erschienen; der Klavierauszug bei Choudens, Paris, Boulevard des Capucines 30.

*

Weigl's Antoniusaal, 23. Oktober, 7 Uhr (Für die Österreichische Rote Hilfe):
Die letzten Tage der Menschheit: Tafelszene.

*

Architektenvereinssaal, 20. November, 7 Uhr: Zum 2. Mal
Offenbach: Madame l'Archiduc. Begleitung: Otto Janowitz.

Auf dem Programm:

Plakatnotiz: »Dieser Vortrag ist, nebst der Darbietung Offenbachs, einer aus eigenen Schriften. Dem Wunsch nach den sonst so bezeichneten Vorträgen kann nicht entsprochen werden.«

Zu dieser Notiz wird bemerkt, daß der Vortrag aus eigenen Schriften, durch die erwachende sprachliche Problematik jedes Wortes, von jeher den Vortragenden vor eine Aufgabe gestellt hat, deren Schwierigkeit der Hörer auch nicht annähernd ermessen konnte. Dazu kommt oder damit verbunden ist die Bedenklichkeit einer Zugkraft, die sich vielfach jenem Mißverständnis verdankt, das die Reduktion auf das Stoffliche gerade der persönlichen Vertretung zur Pein macht. Damit sei nicht gesagt, daß nicht Stimmung oder Wahrnehmung einer augenblicklichen, selbst stofflichen Notwendigkeit solche Veranstaltungen wieder ermöglichen könnte; nur verständlich gemacht, daß im allgemeinen und gerade jetzt die Unlust überwiegt, das eigene Wort zu sprechen, jetzt, wo dies vielleicht wichtiger als sonst wäre, wo aber neben der völligen Hoffnungslosigkeit, damit den größten Stoff zu durchdringen, eine gewisse Gefahr für den entflammten Hörer besteht. Auf eine fragwürdige Heiterkeit jenseits des Grauens, in dem wir gefangen sind, verzichtet der Vorleser. Mit keinem andern Werke aber fühlt er sich freier und darum verbundener als mit dem fremden, und vorläufig bedeutet ihm Offenbach, mehr noch als jede andere Geisteswelt, die Entschädigung für alles, was Zeit und Ort ihm anhaben können. Er möchte diese Schätze, die die protzige Armut heutigen Kunstwirkens beschämen, am liebsten tagtäglich darbieten. Doch was würde die Stumpfheit, von der er sich bei Offenbach erholt, besser bezeichnen, als daß es ihm so selten vergönnt ist? Die Gelegenheit, dies zu sagen, sei aber auch zu der Erklärung benützt, daß der Autor der deutschen Madame l'Archiduc diese mit Fug als »eigene Schrift« ansprechen kann. Er ist frei von

1 xxx

dem Verdacht, im Bereich eines Interesses, das allen Literaturlumpen zugewendet bleibt, zur Verbreitung seiner totgeschwiegenen Arbeiten mehr zu tun, als sie ihrem Leben verdanken. Er fragt aber jene Leser; deren leidenschaftliche Aufmerksamkeit leider auch dem letzten Angriffsschund, der mit seinem Werk verknüpft ist, zum Absatz verhilft: wie es denn kommt, daß sie an dieser Leistung, die er seiner eigentlichen Sprachproduktion zuzählt, bisher vorübergegangen sind. Und es geht schon in einem, die geringe Nachfrage nach der Bearbeitung von Nestroys »Konfusem Zauberer« als eine Schande zu bezeichnen. Wenn es ein Mittel gäbe, die Leserschaft der Fackel auf jene einzuschränken, die auch für so etwas Verständnis haben, und das Auditorium der Vorlesungen auf solche, die auch Shakespeare, Nestroy und Offenbach hören wollen, es sollte geschehen! Dann befände sich Autor wie Vorleser der »eigenen Schriften« in guter Gesellschaft.

*

Ebenda, 9. Januar, 7 Uhr.

Zum 5. Mal

Offenbach: Die Großherzogin von Gerolstein.

Begleitung: Otto Jannowitz.

*

Mittlerer Konzerthausaal, 13. Januar, 7 Uhr:

I. Das Ereignis des Schweigens. — Vorbemerkung. »Die Könige, die wir längst vertrieben ...«, Zeitstrophen zum Lied der Clairette aus »Angot« von Lecocq. (Begleitung Johanna Jahoda).

II. Die letzte Nacht.

Vorbemerkung:

In der entzückenden Operette von Lecocq »Angot, die Tochter der Halle«, die in Paris unter dem Direktorium 1797 spielt (Uraufführung in Brüssel 1872), singt Clairette Angot das Spottlied ihres Liebhabers Ange Pitou auf Monarchie und Republik, drei Strophen mit dem Sinn, daß sich die Günstlingswirtschaft nicht verändert habe, und mit dem Refrain:

C' n'était pas la peine
Non, pas la peine, assurément,
De changer le gouvernement ¹!

Die berühmte Musik trägt den Text, der in zwei entsprechend dürftigen Übersetzungen vorliegt. Deren verschiedene Refrains verwende ich für zwei (ein wenig redigierte) Strophen, um diese, wie gewohnt, in ein Zeitgemäßes fortzusetzen, das auch hier der satirischen Melodie wie angeboren scheint und vice versa.

Programmnotiz:

Aus dem Organ der reichsdeutschen Katholiken: »Literarischer Handweiser« (Verlag Herder), Januarheft 1928, p. 274 ff. »Finis Austriae im Roman« von Ernst Alker, z. Zt. Wien, p. 282:

»So können wir nicht umhin, auszusagen, daß es trotz sehr beachtenswerter Ansätze und bedeutender Vorstöße noch keine Prosa—Epopöe von *Finis Austriae* gibt. Nichts ist vorhanden, das dem Stifterschen Epos vom frühherbstlichen Österreich vergleichbar wäre: »Der Nachsommer«. Nichts

1 xxx

ist auch vorhanden, das neben dem ungeheuren Possen—Drama von Karl Kraus stehen könnte: »Die letzten Tage der Menschheit«, das Werk eines Geistes, so groß wie Swift, eine satirische Dichtung, die man freilich im Ausland gerechter und anerkennender betrachtet als *in Österreich*, wo man sie entweder *totschweigt*, *verketzert* oder voll Enthusiasmus *mißversteht*«.

In Österreich, dessen katholische Führer dem Autor selbst die Anerkennung einer *Antwort* schuldig bleiben.

*

In Vorbereitung:

Die Unüberwindlichen
oder
Leben und leben lassen
Ein Nachkriegsdrama
(Anm. Der Untertitel ist im Buch nicht enthalten.)

*

Architektenvereinssaal, 30. Januar, ¼ 8 Uhr:

Zum 5. Mal

Nestroy: Eine Wohnung zu vermieten. Musik von Victor Junk.

Lied des Cajetan mit der in der Gesamtausgabe enthaltenen ersten Strophe.

Auf dem Programm Zitat aus der ursprünglichen Programmnotiz:

Wenn je eines dramatischen Autors Mißerfolge gegen das zeitgenössische Publikum und die zeitgenössische Kritik gezeugt haben, so die Nestroys. Seine blendendsten und tiefsten Worte, seine lebendigsten Szenen stehen in seinen durchgefallensten und verschollensten Stücken. Die Kritik jener Zeit, von vorbildlich korrupten Interessenten geführt, hatte das Publikum so in der Hand, daß sie ein entzückendes Genrebild wie diese Posse durch giftige Ausstreunungen zu Falle bringen und, indem sie den Gipfel der Frechheit und Albernheit erklimm, bewirken konnte, daß es nach drei Aufführungen für immer von der Bühne verschwand. Und doch hätten Generationen von Lokalautoren von dem Reichtum in Situation und Dialog leben können und haben es wohl auch getan. — — Die Erstaufführung hat am 17. Januar 1837 zu Nestroys Benefiz stattgefunden, und das Publikum hat ihm dabei übel mitgespielt. Auf Anregung des Vortragenden wurde das Stück, mit starker Wirkung, im Herbst 1924 im Lustspieltheater aufgeführt.

Zusatz:

In der historisch—kritischen Gesamtausgabe (herausgegeben von Fritz Brukner und Otto Rommel unter Mitwirkung von Adolf Hoffmann, Verlag von Anton Schroll & Co., Wien, Band IX) heißt es (S. 595, 596):

» ... So entstand eine Vollplastik kleinbürgerlichen Wiener-tums, die den Wienern kaum gefallen konnte. Sie waren zwar Verspottung ihrer Art und Unart gewöhnt, aber diese Verspottung mußte doch schließlich in eine Verherrlichung umschlagen. Bei Gundelhuber aber fehlte sogar der übliche Preis des goldenen Wiener Herzens. Kein Wunder, daß sie sich ablehnend verhielten ... In diesem Reichtum der Charakteristik beruht der Wert dieses Stückes, der bei der Auf-

führung offenbar nicht zur Geltung kam. In neuerer Zeit hat Karl Kraus besonders darauf hingewiesen und ihm durch seine meisterliche Vorlesekunst zu einer Wirkung verholfen, die ihm bei den ersten Aufführungen versagt blieb, und zwar, wie es scheint, in der Hauptsache aus Gründen, die außerhalb des Stückes lagen ... Es erlitt einen lärmenden Durchfall und verschwand nach drei Aufführungen vom Repertoire. Auch die allgemein gelobte Kraft der Darstellung (Gundelhuber — Nestroy, Cajetan — Scholz, Heuschreck — Hopp, Wohlschmack — Stahl, Flint — Ritter, Kunigunde — Mad. Fehringer, Amalie — Dlle Condorussi, Luise — Dlle Weick, Madame Chaly — Dlle Planer, Lisette — Dlle Weiter) konnte das Stück nicht retten. Viel aufgehäuften Animosität gegen den unbequemen Satiriker entlud sich bei dieser Gelegenheit, und es gab einen förmlichen Kampf zwischen Nestroy und dem Publikum, den die Besprechungen anschaulich schildern.«

Sie ermöglichen vor allem die vollkommene Anschauung giftigen Dünkels und lebensgefährlicher Stupidität als der Grundlage, auf der von jeher der nichtsnutzigste und unberufenste aller Berufe mit dem Machtmittel des Drucks lebendiges Theaterleben malträtirt hat.

*

Ebenda, 4. Februar, ¼ 8 Uhr:

I. Zum 7. Mal

Nestroy: Judith und Holofernes. Musik von Victor Junk (Marsch und Entree des Joab nach der Originalmusik von Carl Binder).

II. Zum 5. Mal

Nestroy: Tritschtratsch. Musik nach Angabe des Vortragenden (Lied der Kotton von Mechtilde Lichnowsky). Zum erstenmal mit dem Entreelied der Babette (in der Melodie der Kotton).

*

Ebenda, 9. Februar, ¼ 8 Uhr:

Zum 13. Mal

I. *Nestroy: Das Notwendige und das Überflüssige* (nach »Die beiden Nachtwandler«), bearbeitet von Karl Kraus. Musik nach Angabe des Vortragenden.

II. Aus Redaktion und Irrenhaus.

Das Lied von der Chimäre zum erstenmal mit Zusatzstrophen.

Auf diesem und vier weiteren Programmen der Aufruf zur Sammlung für die Mutter des neunzigsten Todesopfers der Polizei..

*

Ebenda, 11. Februar, 10 Uhr.

Zum 6. Mal

Offenbach Blaubart.

Begleitung: Otto Janowitz.

Von den vielen Zeitstrophen zu Offenbach und Nestroy werden hier — außer den zu den Berliner Vorträgen vermerkten und in »Schober im Liede¹« enthaltenen — nur diese und das Terzett auf S. 60² abgedruckt:

1 In diesem Heft # 08

2 Seite xxx. ERST NACH DEN ÜBERSETZUNGEN EINTRAGEN !!! (Bis dahin S. 38)

Graf Oskar

Manchen dürfte mehr entzücken,
Ob Sie's glauben oder nicht,
Josephine Bakers Rücken
Als dem Hartleb sein Gesicht.
Das Nackerte is nix für Wean.
Denn wir pflegen [[: selbst die Fremden:]]
Auszuziehn bis [[: auf die Hemden :]]
A Nackerte, die bleib' uns fern,
Die kann uns den Rücken kehr'n!

Chor

Denn wir pflegen [[: selbst die Fremden :]]
Auszuziehn bis [[: auf die Hemden :]]
Tänzerinnen ohne Hemden
Können uns den Rücken kehr'n.
Die schon ausgezog'nen Fremden
Ham'r in Wean nicht gern!

*

Ebenda, 18. Februar, ½ 8 Uhr:

Zum 5. Mal

Nestroy. Der Zerrissene. Musik von Mechtilde Lichnowsky.

Programmnotizen:

Um Mißverständnissen vorzubeugen, sei angemerkt, daß sich der Titel »Der Zerrissene« lediglich auf den Gemütszustand einer vor-märzlichen Privatperson bezieht.

*

Das nächste Heft der Fackel enthält einen Beitrag von Emmerich Bekessy. Das Nachkriegsdrama »Die Unüberwindlichen« erscheint im April. (Richtig: Mai.)

*

Ebenda, 23. Februar, ½ 8 Uhr:

Zum 8. Mal

Nestroy: Der Talisman, Musik von Adolph Müller sen. und nach Angabe des Vortragenden.

*

Ebenda, 25. Februar, 10 Uhr:

Zum 8. Mal

Nestroy: Der böse Geist Lumpazivagabundus. Musik von Adolph Müller sen.

Mit dem Entree des Leim (Text von Nestroy, Musik von Suppé, 1856). Es wurde nicht, wie einem Druckversehen zufolge auf dem Programm mitgeteilt war, an diesem Abend (sondern am 1. März 1926) »zum ersten Mal« vorgetragen.

Als letzte Strophe des Knieriem—Couplets die Schober—Strophe (S. 121). Nach Schluß Ansprache (Nr. 778 — 780, S. 7, 8).

*

Gewerbevereinsaal, 13. März, ½ 8 Uhr:

Zum 3. Mal

Offenbach: Madame l'Archiduc (Frau Erzherzog).

Begleitung: Otto Janowitz.

Vorwort auf dem Programm:

Kein Widerstand der Zeit und Ortsverhältnisse wird den Vortragenden abhalten, für dieses edelste und lieblichste der Offenbach—Werke einzustehen. Mit seiner Verschmähung hat die heutige Musikbühne ihre eigene Verschollenheit und Unrettbarkeit darge-
tan. Die Wiener Theaterwelt, aber auch das Publikum des Vorlesers (der ihm jetzt keine anderen »eigenen Schriften« als diese Übersetzung zu bieten vermag) seien beschämt durch die Tatsache, daß die erste Aufführung in *Hamburg* (am 22. März) stattfinden wird und zwar auf der Schulbühne der Lichtwarkschule, deren Leiter geschrieben hat:

Für eine im Sinne des Vorworts von Karl Kraus zu seiner Übersetzung würdige Aufführung glauben wir, nach bestem Wissen Gewähr leisten zu können. Nur die Verehrung für dieses Meisterwerk einer heiteren Geistigkeit hat uns ja den Gedanken einer Aufführung eingegeben.

Und in einem späteren Briefe:

Alles ist mit Lust und Liebe dabei, ja, bei näherem Eindringen in das Werk wächst bei uns allen ständig die Freude daran.

Mögen die Hörer und die Nichthörer dieser Vorlesung sich den Zusammenhang, wie sie wollen, erklären: der Vorleser wüßte sich keine würdigere Gedenkfeier für Frank Wedekind als die Darbietung dieses närrischen Märchens, welches er, um in stürmischen Tagen seine Tonherrlichkeit vor dem Zugriff der Troglodyten zu schützen, bisher nicht »Frau Erzherzog« genannt hat. Nun, da es geschehen konnte, daß die »Vereinigten Vaterländischen Verbände Bayerns« gegen die Aufführung von »Traumstück« in München »wirksame Maßnahmen« gefordert haben, weil darin »der tote Frontsoldat in gemeinster Weise verhöhnt wird«, schützt ohnedies nichts mehr vor den Troglodyten. Der Vortragende ist aber auch nicht geneigt, dem Geschmack der eigenen Hörerschaft, den er bisher zu bestimmen geglaubt hat, die Konzession zu machen, daß er jemals die »eigenen Schriften« denen Shakespeares, Nestroys und zumal Offenbachs vorziehen wird.

Notizen:

Die subjektive Verjährungsfrist zur Einbringung der Ehrenbeleidigungsklage durch Herrn Schober ist abgelaufen.

(Ehrenschutz.) Der Gesangverein der Sicherheitswachebeamten gibt unter dem Ehrenschutz des Herrn Polizeipräsidenten Johann Schober im Großen Musikvereinssaal ein Vokalkonzert. Karten zu 1 bis 3 Schilling sind in den Wachstuben der Sicherheitswache I. Elisabethstraße 11 und an der Musikvereinskasse zu haben.

Aus dem Brief eines Berliner Lesers:

— — Der Schober kommt mir vor wie Onkel Bräsig bei Reuter, als der 48 sich in die Situation »Ludwig Philippens« versetzt und sagt, ihn hätten die Leute nicht vom Thron gejagt, er hätte sich mit den Füßen um die Stuhlbeine gewickelt und mit den Armen so

um die Lehnen gehäkelt, daß sie ihn nicht fortgekriegt hätten, ihn nicht!

*

Architektenvereinssaal, 15. März, ½ 8 Uhr:

Zum 5. Mal

Offenbach: Pariser Leben.

Auf dem Programm die Notiz vom 23. Juni 1927. In der Moissi—Strophe (Siehe Nr. 759 — 765, S. 31 ¹):

Joseph

Oh den hör'n Sie ganz gewiß,
Das gibts jetzt auch schon in Paris.

Baronin

Noch lieber hätt', ich muß gestehn,
Ich als Ophelia ihn gesehn.

Gondremark

Ich kam die Baker anzusehn,
Das schöne nackte Negerkind.
Doch müßt' ich da nach Wien wohl gehn,
Woselbst die Botokuden sind.

Joseph

Mein Herr, das hat doch keinen Zweck,
Das ärgert bloß den Jerzabek.

Gondremark

Ja sagen Sie, warum denn nur?

Joseph

No weg'n der eigenen Kultur!

Baronin

Das find' ich äußerst ennuyant:
Weil eine Negerin auftritt nackt,
Die Christen dort am Donaustrand
Die sittliche Empörung packt.

Joseph

Ja die Erscheinung Ist bekannt,
Die Gründe liegen auf der Hand.

Baronin

Ich weiß, man ist gewohnt in Wien —

Joseph

Die Fremden selber auszuziehn.

*

Mittlerer Konzerthausaal, 7. Mal, ¼ 8 Uhr:

Zum 1. Mal

Die Unüberwindlichen, Nachkriegsdrama in vier Akten.

I. Vorwort und Inhaltsangabe. Anfang des II. Aktes. III. (gekürzt).
II. IV. Akt (gekürzt). (Das Couplet Wackers wiederholt).
Begleitung: Olga Novakovic.

Auf dem Programm die Bemerkung über den Abschluß der Sammlung
Hans Erwin Kiesler.

Vorwort und Inhaltsangabe:

Worte Kierkegaards, der vor Gott noch höhere Verantwortung gefühlt
hat als Seipel:

[Nr. 777, S. 16 ¹]

Hierauf Vorwort des Dramas:

Die äußeren Voraussetzungen des Schlußaktes, soweit sie die
Rückkehr des Helden betreffen, waren bis zu der Stunde, in der
das Drama beendet wurde, in der Wirklichkeit nicht gegeben. Sie
dürften von ihr bald nachgeholt sein. Denn die bürgerliche Welt
des Zerfalls und Zufalls bedarf des Erpressers als Zuchtrute, in ein-
nem Stadium der Entartung, wo die revolutionäre Drohung ihre
Schrecken verloren hat. Die Austreibung des Helden erfolgte aus
einem illusionierten moralischen Bedürfnis, der Triumph seiner
Wiederkehr verdankt sich der stärkeren Gegebenheit. Vor einer
Realität, die stündlich die Satire einholt, wird dieser bloß ein Vor-
sprung gewährt. Nicht die Wirklichkeit, sondern die Möglichkeit
ist der Spielraum der dramatischen Handlung, welche die Phan-
tastik des Lebens niemals übertreffen könnte, einem Gesetz unter-
worfen, das die Unterlassungen des Zufalls kompensiert und die
innere Notwendigkeit eben einer Ordnung des Zufalls herstellt.
Das Ergebnis erscheint in allen Akten als der Ausdruck einer wahr-
reren und nun erst erkennbaren Wirklichkeit, als die sich die vor-
handene durch den eigenen Mund entlarvt, durch den verlässlichsten
Verräter: die Sprache. Wieder, wie in den »Letzten Tagen« ei-
ner Menschheit, deren rätselhaftes Fortleben nun doch diese Bil-
der gewährt hat, ist das Dokument Figur geworden, erstanden
Berichte als Gestalten, steht die Phrase auf zwei Beinen: »Sätze,
deren Wahnwitz unverlierbar dem Ohr eingeschrieben ist, wach-
sen zur Lebensmusik«. Es ist die sich selbst verifizierende Lüge,
in der sich die Kontrastwelten verständigen und zu gemeinsamem
Scheindasein unüberwindlich verbinden.

Diese Welten haben die Titel: Die von der Pfeife und Die Diesbezüglichen.
Der erste Akt führt in das Redaktionsmilieu derer von der Pfeife; der
zweite macht die Sprache der Diesbezüglichen vernehmbar. Die Gegenspieler
und am Ende Zusammenspieler sind einer, der Barkassy heißt und die Pfeife
herausgibt, und einer, den ich Wacker nenne und der für die öffentliche Si-
cherheit sorgt. Die Stadt tanzt nach der Pfeife, aber Barkassy ist nicht wohl
zumute. Es rieselt im Gemäuer. Barkassy steht vor der Flucht aus der Stadt,
die er im Sturm seines gewinnenden Naturells erobert hatte. Sie lag ihm zu
Füßen, aber sie erhob sich, als ihn der Pfeil eines, den ich Arkus nenne, ge-
troffen hatte. Er soll nicht genannt sein, darum habe ich aus seinem Namen
dieses Anagramm gebildet. Arkus, der als Vertreter einer moralischen Forde-
rung nur die ihm gebührende schattenhafte Rolle im Drama spielt, ist Heraus-
geber einer Zeitschrift »Der Pfeil«. Der erste Akt ist im großen Ganzen ein

1 Seite 9 in dieser Ausgabe

Dialog zwischen Barkassy und dem Redaktionssekretär Fallotai, in den unsichtbar die Figur eines bestechenden Cafétiers hineinspielt. Fallotai steht für keine Einzelgestalt, sondern ist ein Symbol, worin dieses ganze Ensemble schwankender Gestalten zusammengefaßt erscheint, deren Libertinerchor durch Jahre das Gehör der Stadt erfüllt hat und ihre Taschen leeren half. Wenn der Vorhang aufgeht, hört man aus dem Hintergrund:

Lügt und lacht, jedoch das Beste
Hat geleistet, wer erpreßt.
Heute gehen wir zum Feste,
Morgen erst in den Arrest.
Ein freies Leben führen wir,
Ein Leben voller Wonne.
Die Pfeife redigieren wir,
Wer zahlt, der ist ein Kavalier,
A Hur ist keine Nonne.
Der Barkassy ist unser Mann,
Der's Praktizieren trefflich kann.
[: A Hur ist keine Nonne! :]

Gleichwohl, Barkassy ist zusammengebrochen, von moralsentimentalischen Anwandlungen befallen. Fallotai pulvert ihn auf, indem er als mahnendes Gewissen des Libertinertums ihn an seine Kulturmission erinnert. Mit dem Rufe: »Sie wollen ein Erpresser sein?« gibt er ihm das verlorene Selbstbewußtsein wieder. Aus dem Hintergrund ertönt eine Jazzband, die der bestechende Cafétier mitgebracht hat, Barkassy tanzt, und der Vorhang fällt.

Nun bereitet sich freilich sein Zusammenbruch vor, aber es war bloß ein Zusammenbruch seiner Nerven. Denn in Wahrheit ist es der Auftakt zu dem großen Emporstieg, den die Handlung von der Flucht Barkassys bis zu seiner triumphalen Wiederkehr begleitet. Der zweite Akt bringt seinen Sieg über die Sicherheitsbehörde, die im Begriffe, der Erpressung an den Leib zu rücken, ihr selbst erliegt. Freilich vermag dieser Erfolg das Debakel nicht aufzuhalten, da inzwischen die Justiz zu einem Schlage ausgeholt hat und Barkassy mit seinen Nerven durchgegangen ist. Der dritte Akt spielt in Paris, im Hotelboudoir eines großen Finanzmannes, den ich *Camillioni* nenne. In diesen Akt reflektieren die Juliereignisse und sonstige Vorfälle der Heimat, über welche die Sekretärin Camillionis apparatmäßig, aber doch nicht ohne inneren Anteil Bericht erstattet. Es folgt, furchtbar geahnt, der Eintritt des Erpressers, des Lebenspeinigens, und es spielt sich nun eine Szene ab, die man dem Sprung eines Panthers auf einen Büffel vergleichen möchte. Barkassy begibt sich mit der Beute einer Milliarde auf den Heimweg, auf dem kein Hindernis mehr liegt, aus dem einfachen Grunde, weil er, mit dem Zugewinn seiner Nervenkraft, zur unüberwindlichen Frechheit heimgefunden hat. Der Schlußakt bietet im Rahmen einer polizeilichen Weihnachtsbescherung, deren Clou die Rückkehr des Erpressers bildet, ein Greueltableau blutiger Gemütlichkeit, vergleichbar der Orgie am Schlusse der »Letzten Tage der Menschheit«. Das Strafgericht über eine Sphäre, die aktiv mit Karabinern und passiv gegen einen Revolver war, bricht jedoch nicht in Form von Visionen herein, sondern in einem Katarakt von Berichten, einem Tohuwabohu von tödlicher Wahrheit und lebloser Phrase, das entfesselte Polizeiautomaten, durch einen Fehler der Gehirnkonstruktion in Unordnung gebracht, von sich geben. Die Banalität speit sich aus und die Vorschriftswidrigkeit treibt sich bis zum Weheruf für das 90. Todesopfer. Der Schluß vereinigt die Sphären von Fibel und Finte, die

beiden Unüberwindlichen, unter dem Christbaum; Barkassy, zwischen den Kindlein stehend, verzeiht in einer Aussprache voll Großmut und sieghafter Frechheit der feindlichen Autorität und erteilt der bürgerlichen Welt, die er vor sich in Schreck und christlicher Ergebung versammelt sieht, die Erlaubnis, Stille Nacht heilige Nacht anzustimmen.

Trotz alledem ist es kein »Schlüsseldrama«, bei dem man mit dem Schlüssel der Namen die Wirklichkeit erst aufzuschließen hätte. Denn diese Namen sind nur zugunsten der inneren Wahrheit verliehen und die Lebensfiguren müßten von rechts wegen so heißen. Ich lese nun den Anfang des zweiten Aktes, welcher auf einer Doppelbühne spielt, deren Einteilung der seelischen Zwiespältigkeit des Milieus gemäß ist. Rechts wird Arkus mit Wacker unterhandeln, links Barkassy mit einem Funktionär, dessen verborgenem Wesen ich mit dem Namen Veilchen gerecht werde. Die Gespräche wechseln ab. Rechts und links werden Dokumente geprüft, dort handelt es sich darum, daß eine Leumundsnote verschärft, hier, daß sie verschönt wird. Hier wird der Sieg davongetragen.

[Vortrag des Anfangs des II. Aktes (S. 39, 40, 41, aus 42 und 43)]

Wacker übergibt dem Präsidialisten seine Beiträge für die Weihnachtsnummern der Blätter aller Konfessionen und Richtungen und empfängt hierauf Arkus. Dann empfängt Veilchen Barkassy. Die Gespräche wechseln dreimal; jeweils verdunkelt sich mit dem Schauplatz der Sachverhalt. Wackers Leitmotiv: »Bitte ich bin zu jeder Unterstützung bereit — nur persönlich kann ich nicht hervortreten. Der Kampf selbst ist Ihre Sache ich mache alles — nur persönlich —«. Veilchen führt eine mit Latinismen und Redebäumen geschmückte Sprache banaler Bildung, die Barkassy mit Recht kuriale Schmonzes nennt. Am Ende des Aktes, nach einer Szene zwischen Wacker und Veilchen, ist die neue Leumundsnote fertig. Sie lautet im Wesentlichen:

»Der Genannte ist etc. geboren. Er hat eine aus sechs Zimmern und den dazugehörigen Nebenräumen bestehende Wohnung inne, hält sich Dienstboten und führt einen bürgerlichen Haushalt.«

Nicht mehr allzu lange, denn der dritte Akt spielt in Paris.

*

'Das kleine Blatt' 9. und 10. Mai: »Die Unüberwindlichen« von j. m.

*

Bildungsheim Hietzing, 11. Mal, ½ 8 Uhr (Für die Unterrichtsorganisation):

I. Vorbemerkung. Aus der Rede Lassalles gegen die Presse. — Couplet des Schwarz—Drucker. — Epigramme: Definition; Im Zeichen des Kreuzes; Die Räuber; Der große Betrug; Wohnungswechsel; Zum Geburtstag der Republik; Weg damit! — Brief Rosa Luxemburgs mit Einleitung. — Das Ehrenkreuz. — Reklamefahrten zur Hölle.

II. Aus: Das Ereignis des Schweigens. — Anfang des IV. Aktes der »Unüberwindlichen« (Das Couplet Wackers dreimal).

Begleitung: Olga Novakovic.

Vorbemerkung:

Was ich bei der Enthüllung des Lassalle—Denkmals vermißt habe (und was ich bereit gewesen wäre, zu ihr beizusteuern), war der Einfall, durch einen Lautsprecher Lassalle selbst zu Worte kommen zu lassen, nämlich mit seiner Rede gegen die Presse, die er im Jahre 1863 gehalten hat und aus der ich heute einiges nachtragen will.

Notizen

Seit Juni 1927 wurden die folgenden Beträge abgeführt:

Dem Landerziehungsheim Obritzberg der »Bereitschaft« (Erlös aus älteren Nummern der Fackel, Rezensionsexemplaren, Autogrammen und Porti S 173.54, aus Photographien und Karten [Aufnahmen aus den Ateliers Joel Heitzelmann, Charlottenburg, und Trude Fleischmann, Wien] S 54.—) S 227.54.

Dem Verband der Kriegsblinden Österreichs (15. Abrechnung »Das Notwendige und das Überflüssige«) S 23.20.

Dem Arbeiterverein »Kinderfreunde« (9. Abrechnung »Die Ballade vom Papagei«) S 7.65.

Von de Ertrag der Vorlesungen 23. Mai, 3., 17., 21., 23. Juni, 9. Oktober, 20. November 1927, 9., 13., 30. Januar, 4., 9., 11., 18., 23., 25. Februar, 13., 15. März 1928 (mit S 15.— Spende E. S.) an die Reichsanstalt für Mutter und Säuglingsfürsorge, das Invalidenheim—Militärinvalidenhaus, Wien, XIII. und an Bedürftige S 947.94.

Vom Ertrag der Vorlesung 7. Mai für die Opfer des 15. Juli S 334.23.

Der Ertrag der Vorlesung 23. Oktober 1927, veranstaltet von der Österreichischen Roten Hilfe, an diese für die Opfer des 15. Juli S 502.90.

Der Ertrag der Vorlesung 11. Mai für die Bücherei und den Bildungsheim—Fonds der Unterrichtsorganisation Hietzing und für die Opfer des 15. Juli S 330.—.

Diversen Zwecken S 119.50.

Der Sammlung der Österreichischen Roten Hilfe und der der Arbeiter—Zeitung (je S 100.—) für die Opfer des 15. Juli und an Bedürftige der Erlös aus dem Verkauf der von Dr. R. T. für wohltätige Zwecke zur Verfügung gestellten Fackeljahrgänge S 423.25.

Der Österreichischen Roten Hilfe für die Opfer des 15. Juli 3 Spenden von H. G. (600 Dinar) S 80.80.

An Notleidende in Innsbruck unter »Karl Kraus« von C. St. S 250.—.

An einen notleidenden Studenten (Sammlung F. W.) S 111.—.

An das Ottakringer Mütterheim unter »Karl Kraus« von M. D. S 55.—.

Sammlung für die Mutter des neunzigsten Todesopfers der Polizei Hans Erwin Kiesler: Der Herausgeber der Fackel (Erlös aus dem Verkauf des Manuskriptes »Der Reim«) S 1000.—, Personal der Druckerei Jahoda & Siegel S 20.—, Erna Löwenberg S 5.—, E. K. S 10.—, Dr. Fritz Novotny S 30.—, Frieda Wacha S 20.—, Professor Dr. tech. Karl Jaray S 100.—

(»Sehr geehrter Verlag der Fackel! Der Betrag von S 100.—, den ich durch die Postsparkassa sende, ist als Beitrag zu der von Herrn K. K. eingeleiteten Sammlung für die Mutter des von der Polizei getöteten Hans Erwin Kiesler bestimmt. Ich würde dieser Menschenpflicht ohne Nennung meines Namens genügen, wäre hier die Nennung nicht ein Bekenntnis zu Karl Kraus und zu seinem Kampf gegen Schober. Wie könnten wir, denen kein gedrucktes Wort zu Gebote steht, sonst dem Wunsche aus leidenschaftlichem Herzen entsprechen, an diesem edlen und reinen Kampfe teilzunehmen! ... «),

Max Lobkowicz S 500.—, Adele Fischer S 3.—, W. u. K. S 100.—, Heinrich Fischer (RM. 38.—) S 64.60, Oskar Kornfeld (Kc 100.—) S 21.—, Sammlung P. M. S 15.—, Sammlung Dr. Schornstein, Mährisch—Ostrau (Kc 900.—) S 187.42, Dr. Oskar Samek S 50.—, M. B. S 20.—, M. D. S 200.—, G. B. S 20.—,

»Ungenannt« S 10.—, E. S. S 20.—, von den Kattowitzer Lesern der Fackel (RM. 60.— und Zlp. 75.—) S 160.90, M. B. (RM 20.—) S 33.30, Angestellte der sozialdem. Kunststelle S 50.—, G. W. P. S 3.—, A. u. K. V. S 20.—, Binder S 20.—, Dr. V. M. S 10.—, A. K. S 20.—, Otto Donath S 2.—, Herbert Dirmoser S 10.—, Dr. Paul Raumann S 50.—, Sammlung Ernst Kornblüh S 34.—, Dr. Eva Eigenfeld S 10.—, E. H. S 10.—, C. St. S 20.—, E. H. S 3.—, 2. Sammlung der sozialdem. Kunststelle S 13.—, Geschwister Fuhrmann S 5.—, A. Sp. S 10.—, E. St. S 10.—, I. S. S 10.—, Sammlung durch einen Hörer in den Vorlesungen 11., 18., 23. und 25. Februar S 452.90, Edmund Stoll S 10.—, Cred, Kronstadt S 60.—, P. D. S 10.—, S. S. S 6.—, Dr. Franz Glück S 10.—, F. K. S 10.—, Schadek S 5.—, der Herausgeber der Fackel (von dem Erlös aus dem Verkauf des Manuskriptes »Die Welt der Plakate«) S 35.88; Summe: S 3500.—.

Nachträglich: Ing. Ch. S 10.—, Prag 19. Mai Kc 250 = 52.50 = S 62.50.

Von dem Erlös aus dem Verkauf des Manuskriptes »Die Welt der Plakate« (S 1000.— 35.88) an das Ottakringer Mütterheim, das Israelitische Blindeninstitut Hohe Warte und an Bedürftige S 964.12.

Gesamtsumme seit Mitte Juli 1922: S 55.166.17.

Für allen Ausdruck freundlicher Gesinnung wird herzlichst gedankt, wieder mit der eindringlichen Bitte, von Blumensendungen abzusehen und den aufgewendeten Geldbetrag besser zu verwenden. (Siehe Nr. 759 — 765, S. 40.)¹

Das Buch Epigramme ist am 27. September 1927 im Verlag der Fackel erschienen. (Die Zusammenstellung hatte Viktor Stadler besorgt.) Die Übersetzung der Madame l'Archiduc am 9. Oktober 1927 im Verlag Richard Lányi. Die Unüberwindlichen, Nachkriegsdrama in vier Akten, am 29. Mai 1928 im Verlag der Fackel.

In »Epigramme«, S. 83, Z. 4 und in »Worte in Versen«, Bd. VIII, S. 41, Z. 4 statt »vor«: von.

In »Worte in Versen« VIII, S. 31, Z. 12 statt des Kommas ein Punkt.

In »Worte in Versen« III, S. 84, Z. 4 statt »da Tal der Täler du«: du Tal der Täler du.

In »Nachts«, S. 168, Z. 1 v. u. statt »sonden«: sondern.

In »Madame l'Archiduc«, S. 19, 4. Szene, ist die Bezeichnung »Der Wirt« nachzutragen.

In Nr. 766 — 770, S. 80, Z 17 v. u. statt »der Buches«: des Buches.

In Nr. 771 — 776, S. 56, Z. 17 statt »Schmiedl«: Schmidl.

Die Fülle der neuen Zeitstrophen zu den Nestroy— und Offenbach—Couplets (wie auch zu dem Couplet aus »Angot«) macht deren vollständigen Abdruck unmöglich. Sie werden voraussichtlich — mit den seit »Worte in Versen« VIII in der Fackel veröffentlichten — als Sonderdruck in Buchform erscheinen. Auch die übliche Mitteilung, wie viele Strophen jeweils vorgetragen und welche Strophen oder Lieder wiederholt wurden, wird von nun an unterbleiben.

*

Junge Bühne
(Münchener Kammerspiele im Schauspielhaus)
1. März, 10 Uhr

TRAUMSTÜCK

Inszenierung: Julius Gellner

Dichter	Hans Schweikart	Valuta	Bertha Drews	
Die Drei	{	Max Werner Lenz	Zinsfuß	Kurt Horwitz
		Bertha Drews	Baumkrone	Otto Groß
		Kurt Horwitz		
Der Gürtelpelz . .	Guido Török	Psychoanalen {	Kurt Horwitz	
Feldherr	Franz Arzdorf		Therese Giehse	
Techniker	Adolf Hessler		Richard Révy	
Journalist	Max Werner Lenz	Imago	Maria Bard	
Tuberkulöses Kind		Geräusch	Richard Bauer	
	Edith Schulze-Westrum	Der Traum	Kurt Lieck	

Ein toter Soldat, ein Schmetterling, Polizisten, eine Katze, eine Zeitung.

Musik: Heinrich Jalowetz

Musikalische Leitung: Ilja Jacobson

Dekoration: Otto Reigbert

(Die Einleitung des Abends bildete »Zum ewigen Frieden«, vorgetragen von Kurt Lieck, worauf fünf Lieder von Eugen Auerbach zu Dichtungen von Georg Trakl folgten.)

Das Attentat der Münchner Presse auf das Werk, das sie im Mai nach der Vorlesung noch durchaus mit respektvoller Stupidität gewürdigt hatte, hat mir nur den Schmerz zurückgelassen, daß dem Walten der troglodytischen Elemente der ungeheure Wert der szenischen und darstellerischen Leistung zum Opfer fiel. Wenn doch die vereinigten Kommis und Couleurstudenten, die dort die ganze Saison hindurch die Kritik besorgen, im Fasching aber zumeist als Mexikaner verkleidet herumgehen — wenn doch diese völkische Gesellschaft, die keine deutsche Zeile zustandebringt und auf einen Wiener Judenwink mobilisiert werden kann, wenn sie nur eine Ahnung hätte, wie viel künstlerische Arbeit, geistige und Nervenleistung sie zertrampelt und daß der geringste Mitwirkende mit einem Satz mehr an künstlerischer Tat und Verantwortung aufbietet als sämtliche Münchner Schriftleitungen auf Lebensdauer! Nie ist das Phänomen, daß die Unberufensten in einem Theaterparkett — vermöge keiner anderen Legitimation als der der geschenkten Plätze — zum Urteilen berufen sind, peiniger und absurder zum Vorschein gekommen. Die Anerkennung des Autors für die Leistung der Regie und der schauspielerischen Kräfte muß vor dem Dank für das Opfer der Jungen Bühne (geleitet von Heinrich Fischer, Julius Gellner, Kurt Horwitz, Hans Schweikart) zurücktreten und für eine Standhaftigkeit, die der entfesselten Meute mit einem Protest und mit einem Programmblatt ('Mitteilungen der Jungen Bühne', 6. März 1928) entgegengetreten ist, auf dem die »Repräsentanten deutschen Geistes über Karl Kraus« zu Worte kamen, in »Urteilen von Dichtern, Stimmen aus dem katholischen Schrifttum, Urteilen deutschnationaler Kritiker«. Der anhängige Strafprozeß wegen der tierischen Infamie, das Werk sei eine Verhöhnung des toten Frontkämpfers, wird hoffentlich die Gelegenheit bieten, auf den journalistischen Hexensabbat zurückzukommen und nicht nur die

Hintergründe der das Theater bedrohenden Hetze, sondern auch das geistige Niveau zu belichten, auf dem da an den Traumversen Kritik geübt wurde. Es war wohl der Fall, daß die Presse — die ja von einem Theaterraum fernzuhalten unmöglich ist — zum erstenmal die volle Rückendeckung durch die Wut des österreichischen Bürgertums spürte, und eine Gesinnung, die sich sonst hinter Redensarten des Respekts geduckt hat, brach, gereizt durch den ungeheuern Erfolg, unverhüllt hervor. Daß die Gesellschaft, ehe sie ihr fragwürdiges Richtamt ausübte, mir — mit der selbstverständlichen Zumutung, daß der öffentlich Wirkende sich für die Presse zu prostituieren habe — einen Zeichner ins Haus geschickt hat, um eine »Karikatur« von mir anfertigen zu lassen, ist ein Münchner Faschingsulk für sich; mein Staunen war verletzend. Aber die Majestät von Teufels Gnaden fühlt sich ja schon hinreichend durch mein Dasein beleidigt. Die ausländische, zumal die Wiener Presse hatte, in völligem Einverständnis mit dem, was sich in München zutrug, Korrespondenten, deren Analphabetentums man nicht ganz sicher war, abgewinkt. Allerorten freuten sich die Redaktionsjuden, daß völkische Gewalttätigkeit — die die Münchner Polizei zum Schutz der nachfolgenden Vorlesung bestimmte (unser Pflicht—Schober hat derlei nur in friedlichen Tagen offeriert) —, daß der Totschlag, umgesetzt in Druckerschwärze, die Allianz mit dem Totschweigen geschlossen hatte. Aber der Beifallsorkan am anderen Tage, der über die hohlsten Köpfe Mitteleuropas zum Podium brauste, hat ihnen doch die Lüge verschlagen und sie halfen sich teils mit der Versicherung, daß sie dem Vortrag aus eigenen Schriften nicht beiwohnen konnten, teils mit der Enthüllung, daß der Vorleser den Erfolg (mit Gedankenstrich, Sperrdruck und Rufzeichen) — *Nestroy!* zu verdanken hatte. Ich habe niemals Schöneres erlebt als diesen Aufwand von Mühe und Mut durch die Junge Bühne und nie Scheußlicheres als die Rache dieser Preßtyrannen dafür, daß sie zu mir gestanden ist.

»München macht Anstrengungen, seine alte Stellung als deutsches Kulturzentrum wieder zu erobern. Selbstverständlich kann da der führende Zeitungsverlag Münchens nicht zurückbleiben ... Der rührige Verlag hat für 1928 einen Deutschen Bierkalender herausgegeben, den er in seinem Blatte folgendermaßen anpreist.

'Ein neuer, glänzend beurteilter *Kulturkalender von Rang, der das ganz starke Verbundensein von Erzeugung und Verbrauch des Bieres mit Kunst, Volkskraft, Volkswirtschaft und Volksleben in Text und über 140 Bildern dartut. Ein Schmuck für jedes deutsche Heim.*'«

Berliner Börsen—Courier Nr. 156, 31. März 1928:

— — Und in *München* bringen es Deutschvölkische fertig, gegen die *Junge Bühne der Kammerspiele*, gegen *Karl Kraus* und sein »Traumstück« Sturm zu laufen. Tückische Verirrung: sie werfen *Karl Kraus*, der von der ersten Sekunde des Krieges an nichts anderes getan hat, als für die menschlichen Rechte des Frontsoldaten zu kämpfen, *Verhöhnung* des Frontsoldaten vor! Tolle Umkehrung, ahnungslose Verbohrtheit!

Herbert Ihering

*

Am 22. März fand in der Lichtwarkschule die von Dr. Ernst Lewalter inszenierte Erstaufführung der *Madame l'Archiduc* statt, deren Hauptproben am 20. und 21. beizuwohnen dem Übersetzer wahre Freude bereitet hat. Eine

Besprechung des Hamburger 'Abend' («Die Lichtwarkschule spielt Offenbach») beginnt:

Es war der genußreichste Abend des ganzen Theaterjahres. Und man weiß nicht, wem man dankbarer sein muß, Jacques Offenbach, der dieses Werk vor zwei Menschenaltern schuf, Karl Kraus, dem Erneuerer dieser Kostbarkeit, oder den Schülern dieser für bürgerliche Verhältnisse einzigartigen Schule, die aus dem Werk das letzte Detail an Farbe, Frohsinn und Heiterkeit herausarbeiteten.

Den zwei Vorstellungen im März sind zwei weitere im April gefolgt. Die Lichtwarkschule schrieb:

... daß wir infolge der ungestümen Nachfrage und unserer eigenen Begeisterung noch zwei weitere Aufführungen der *Madame l'Archiduc* veranstalten können, und zwar am 27. und 28. April. Der Wiederhall der Aufführung ist einmütig enthusiastisch, sowohl bei unseren Schülern wie bei denen, die die zweite Vorstellung sahen.

Nach einem Telegramm, daß die Wiederholungen »bei überfülltem Saal mit ungeheurem Erfolg« stattgefunden hatten, kam der folgende Bericht:

... Ferner füge ich drei Zeitungsausschnitte bei, die allerdings nur einen sehr dürftigen Wiederhall von der begeisterten Aufnahme geben, die das Werk auch bei den letzten Wiederholungen gefunden hat. Es ist uns allen ein Bedürfnis, Herrn K. K. und Ihnen noch einmal für die Überlassung des Werkes unseren herzlichsten Dank zu sagen. Mit derselben Frische und, Begeisterung wie am ersten Probenstag haben Solisten, Chor und Orchester auch an den letzten beiden Abenden wieder ihr Bestes getan und nur das Bedauern über die (aus Rücksicht auf die jugendlichen Stimmkräfte) leider unvermeidlichen Striche hat unseren Stolz ein wenig beeinträchtigt. Von den etwa 2000 Personen, die an den verschiedenen Abenden das Werk sahen, ist uns keine Stimme zu Ohren gekommen, die nicht voll tiefer Freude an dem vollkommenen und unvergleichlichen Reiz dieses wundervollen Gebildes gewesen wäre.

'Hamburger Anzeiger', 2. Mai:

— S. Die Lichtwarkschule führte am Sonnabend eine *Offenbach*—Operette (*Madame l'Archiduc*) in der Übertragung durch Karl Kraus auf, ein Werk, dessen französische Uraufführung vor mehr als 50 Jahren erfolgte und das bei uns unbekannt war. Hermann Schütt, der Musiklehrer der Schule, hatte Können und Fleiß aufgewandt, um Orchester und Vokalisten mit der Partitur vertraut zu machen. Das Orchester klang ausgezeichnet; die Streicher ließen sich z. B. durch den Klarinettenisten Gräfe nicht beschämen. Die Ensemblesätze stellten an die Schulbühne starke Anforderungen. Mädels und Jungens waren mit prachtvoller Anteil bei der Sache. Die Gaben der Natur (die stimmlichen Mittel) wurden durch musikalische Schlagfertigkeit bei weitem übertroffen. Die ansehnlichen Zuschauer freuten sich sichtlich der Gesamtleistung der Schulbühne, die in Schütt einen hingabefreudigen Leiter hat. Man sah ... — ein Beweis für die Resonanz, die diese *Offenbach*—Erstaufführung gehabt hat. Karl Kraus hat um der Aufführung willen kürzlich den Weg nach Hamburg gefunden.

'Hamburger Echo', 30. April:

... Das Werk ist von einer außerordentlichen Liebenswürdigkeit des Musikalischen, von einer Frische und Originalität, würdig in vollem Umfange des Namens seines Schöpfers, und hat bei aller Naivität der Textunterlage doch den Vorzug des Witzes, des echten Humors und eines positiven Grades an poetischer Stimmungskraft. In die Aufführung teilten sich unter der musikalischen Leitung des Gesangslehrers der Anstalt, Herrn Schütt, Schüler und Schülerinnen der Oberklassen sowie das Schülerorchester; die Instrumentation erfolgte nach dem Klavierauszug durch Herrn G. Maaß. Die sorgfältige, im Spiel wie im Musikalischen gewandte, frische und herzlich fröhliche Wiedergabe der dreiaktigen Operette machte Schülern wie Leitern gleiche Ehre und beeindruckte lebhaft ein sehr zahlreiches Publikum. Daß Offenbachs ausgedehntes Operettenschaffen immer noch zu beträchtlichem Teile in unverdienter Dunkelheit ruht, ist durch diese Aufführung besonders deutlich erhellt; sie ist daher den Veranstaltern zu hohem Verdienst anzurechnen. Den dabei an die Darstellung gewandten Eifer und echt künstlerischen Ernst krönte ein für eine Schulaufführung hervorragendes künstlerisches Gelingen.

S. S.

'Musik—Welt', Monatsschrift für Oper und Konzert, Hamburg VIII Heft 3:

Uraufführung einer Offenbach—Operette. Kein Geringerer als Karl Kraus hat nach dem Originaltext von Millaud die dreiaktige Operette *Madame l'Archiduc* ins Deutsche übertragen und die *Wiener Aufführung* am 9. Oktober des Vorjahres *veranlaßt*. Sie ist, in stärkerem Maße als alle bekannteren Offenbachwerke, politische Satire auf eine dem belustigenden Terror verfallene Zeit, und sie gibt mit der bis zur Großherzogin aufsteigenden Kellnerin die graziöseste und zugleich schärfste Ablehnung allen Partei— und politischen Vorschubs. Die musikalische Substanz ist von derselben Stärke, wie die heute immer wieder bewunderten Nummern in den hellenischen Parodien, ja, manche Ensembles sind von einer prickelnden und berückenden Beschwingtheit und lassen die Reize des allgewaltigen Jazz weit hinter sich. Daß die deutsche Uraufführung bei uns in Hamburg stattfand, ist der Lichtwarkschule und ihrem künstlerischen Einfühlungsvermögen zu danken; daß sie in einer musikalisch—gesanglich erstaunlich sicheren und zarten Weise geradezu vollendet wiedergegeben wurde, konnte Hermann Schütt gewährleisten, der — ein norddeutscher Albert Greiner — die jugendlichen Mittel seiner Zöglinge mit dem Instinkt des Berufenen steigert. Die Gesamtleistung Dr. Lewalters vermied alles Theaterhafte zugunsten wohlthuender Natürlichkeit. Gerhard Maass hatte nach dem (französischen) Auszug eine durchsichtige Partitur gestaltet. Eine große Reihe bekannter Hamburger Musiker und Bühnenkräfte saß im Zuhörerraum.

Weiss—Mann

Der Kritiker, dessen Name sich mit einem Motiv dieses Heftes verknüpft, weiß nicht, daß ich die Wiener Aufführung am 9. Oktober nicht *veranlaßt*, sondern bloß geleistet habe. (Natürlich auch hinter dem Rücken der Wiener Musikkritik.) Welche Idee, zu vermuten, daß Wien im Lehar— und Eyslerjahr, das nebenbei auch ein Schubertjahr ist, einen unbekanntem Offenbach auf die Bühne

lassen wird! Hier braucht man doch so ein Weiberl zum Küssen pickfein und dazu, nebst dem Glaserl Wein, etwas Feines vom hintersten Teile des Schweines, und dies alles freilich, wegen des Zeitgeistes, mit Jazz unterspickt. Nein, die Operettentheater der Erwachsenen geben keine Vorstellung der Madame l'Archiduc und können sich keine davon machen, wie weit sie hinter Ensemble, Chor und Orchester jugendlicher Dilettanten zurückgeblieben sind.

*

»Tat und Wille« (Verlag Otto Ulrich Heilbronn, 1927, Heft 1): Kurt Hiller, »Presse und politische Kultur«; Marcel Ray: »George Groß« (G. Cres & Cie, Paris, S. 10, 36, 37, 55); Walter Benjamin: »Einbahnstraße«, Ernst Rowohlt Verlag Berlin (Kriegerdenkmal S. 50, 51. Auch im Märzheft der Münchner Kammerspiele); Prof. Dr. Eduard Castle, »Österreichs Literatur« (in »Österreich, sein Land und Volk«, Verlag für Volks— und Heimatskunde, Wien und Weimar); Meyers Lexikon, 1927, 7. Auflage, Bd. 7).

*

Zuschrift aus Berlin—Steglitz, 17. XII. 27 an den Verlag der Fackel:

Bei der Durchsicht der Ende 1926 erschienenen 13. Auflage der Encyclopedia Britannica finde ich in Vol. 30, S. 648/9, die folgenden Angaben:

»Kraus Karl (1874 —), Austrian critic and poet, was born April 28 1874 at Jicin, Czechoslovakia. He attended the university of Vienna and attracted notice by two brochures, *Die demolierte Literatur* and *Eine Krone für Zion*, and by his periodical, *Die Fackel*. This review, of which he became editor in 1899, was at first largely, and later entirely, written by him. It began its career by violent attacks upon abuses in literary, theatrical, social and political circles in Vienna, and especially the newspaper Press. Gradually it became the mouthpiece of a pitiless and scathing critic and, though the satirists point of view changed in the course of time, the middle classes and the liberal Press always remained the chief objects of Kraus's attack. His satire was most acute in his collected essays, *Sittlichkeit und Kriminalität* (1908) and his volume of anti—war poetry *Die letzten Tage der Menschheit* (1918) was compared with that of Juvenal and Swift. Kraus has great pathos at his command, but his lyrical talent, as shown in *Worte in Versen* (1918) is cramped by his mordant wit. Nevertheless his influence upon the younger generation in Austria and Germany was very considerable. As a lecturer upon his own and upon foreign works, he achieved great success both in his own country and abroad. He must also be reckoned, with Lichtenberg, Novalis and Nietzsche, among the German masters of aphorism. Kraus's other works include *Sprüche und Widersprüche* (1909); *Pro domo et mundo* (1912); *Nachts* (1919) ¹.

See L. Liegler, *Karl Kraus und sein Werk* (1920); B. Viertel, *Karl Kraus* (1921). «

Ich darf noch bemerken, daß ich über Herrn Alfred Kerr in der Encyclopaedia auch nicht eine Zeile gefunden habe.

Vorlesungen im Ausland

München

Kammerspiele des Schauspielhauses, 9. Mai 1927, 8 Uhr:

I. *Pandora*.

II. *Traumstück* (Begleitung Max Steil).

*

Paris

Sorbonne (Amphithiâtre Descartes) 6. Dezember, 9 Uhr:

I. Schonnet die Kinder! (Sept. 1917). — Der Biberpelz. — Optimismus. — Der Neger.

II. Berliner Theater. — Unruh. — Antwort Beethovens auf den Versuch, den Fremdenverkehr durch seinen hundertsten Todestag zu heben. — Vorbemerkung (veröffentlicht in Nr. 777, S. 3). Der Hort der Republik (aus den ersten vier Seiten).

Ebenda, 9. Dezember, 9 Uhr:

Der Vogel, der sein eigenes Nest beschmutzt. — Die letzte Nacht.

In dem Bulletin de la société pour la propagation des langues étrangères en France' eine Vornotiz in Nr. 4 (Octobre — Decembre 1927) und die folgende Besprechung in Nr. 1 (Janvier — Mars 1928):

Lectures de M. Karl Kraus

M. Kraus avait été empêché, en 1926, de nous rendre sa visite annuelle. Il a tenu à nous dédommager cette année: c'est mme spécialement notre intention qu'il a fait le voyage de Vienne Paris. Son auditoire habituel lui a exprimé, comme il convenait, sa reconnaissance pour cette délicate attention. Le vaste amphithéâtre Descartes à la Sorbonne était bondé et, du commencement à la fin, les deux séances du 6 et du 9 décembre ont été, en l'honneur du grand artiste, une retentissante ovation.

Plus on entend M. Kraus, plus on est étonné de la multiplicité des ressorts dont dispose son talent, de la diversité des registres qu'il sait faire chanter tour à tour. Pour le juger à sa véritable valeur, n'oublions pas qu'avant tout il est pote, et grand poète. Si par surcroit il se fait applaudir comme récitateur, ce talent n'est que fonction de son génie d'écrivain. Il a cela de commun avec Molière qu'il est l'interprète de ses propres oeuvres. De là son débit si étonnamment naturel, sa voix si merveilleusement nuancée. Il n'est pas obligé, comme l'acteur ordinaire, de s'identifier avec un personnage qui lui est étranger, c'est sa propre création, sa pensée à lui qu'il expose. Le poète et l'artiste, chez lui, ne font qu'un.

Quant à l'oeuvre du poète elle se compte par dizaines de volumes. Ici encore on constate la plus surprenante diversité. Tous les tons d'inspiration lui sont familiers, depuis l'humour inoffensif et le récit amusant jusqu'à la satire de grand style, depuis la pitié virgilienne pour tout ce qui souffre jusqu'à l'indignation de Juvénal contre tout ce qui révolte la conscience. A la séance du 6 décembre, M. Kraus nous a lu, dans le genre badin, le récit des tribulations

survenues à un pauvre homme à qui on a volé sa pelisse au café et qui, l'enquête de la police aidant, devient la fable de la ville entière. C'est du Courteline de la meilleure sorte. Une autre fois il nous fait assister au dialogue de deux vieux généraux autrichiens, lamentables badernes, qui reviennent d'une expédition, non contre l'ennemi, mais d'une escapade de maraude en plein pays ami, et nous les entendons énumérer, à tour de rôle, d'une voix chevrotante, le butin, hélas! bien maigre qu'ils ont réussi à réquisitionner pour ravitailler leur famille.

Mais c'est là du comique bon enfant. Pour mesurer toute la hauteur où la satire peut s'élever lorsqu'elle s'attaque à l'injustice et au crime, il faut lire le chef—d'oeuvre de M. Kraus, le drame intitulé: *Die letzten Tage der Menschheit*. C'est le sinistre tableau de la guerre mondiale. Je ne crois pas que dans aucune langue on ait dressé un réquisitoire plus émouvant contre les criminels qui ont délibérément déchaîné la grande catastrophe ou les incapables qui ne l'ont pu empêcher; jamais on n'a trouvé des couleurs aussi effrayantes pour dépeindre les souffrances des petits et des faibles qui en ont été victimes. Le dernier acte, une suite de visions infernales, est d'un macabre qui fait frissonner. Et tout cela est écrit dans une langue étonnante, toute nouvelle, la langue d'un poète de génie! ¹

Ch. Schweitzer

*

München

Schauspielhaus, 2. März, 10 Uhr (veranstaltet von der »Jungen Bühne«):

I. *Nestroy, Das Notwendige und das Überflüssige* (mit sämtlichen Zusatzstrophen zum Lied von der Chimäre).

Begleitung: Eugen Auerbach.

II. *Worte in Versen*: Epigramm: Wiedergeburt / Berliner Theater / Bunte Begebenheiten / Sonnenthal / Schnellzug / Nächtliche Stunde / Hypnagogische Gestalten / Der Grund / Die Raben / Die weiblichen Hilfskräfte / Jugend / Todesfurcht.

*

Hamburg

Großer Saal der Universität, 20. März, 8 Uhr (veranstaltet von der »Sezession«):

I. Zum ewigen Frieden / Der Bauer, der Hund und der Soldat. — Schonet die Kinder! — Ich habe einen Blick gesehn / An den Bürger / Weg damit! / Wohnungswechsel / Der sterbende Soldat / Mein Widerspruch / Der Grund / Offenbach / Schnellzug / Silvesterruf an die Welt.

II. Vor einem Springbrunnen / Dein Fehler / Das Kind / Traum vom Fliegen / Der Reim / Nächtliche Stunde / Jugend / Todesfurcht / Die Raben / Die weiblichen Hilfskräfte. — Reklamefahrten zur Hölle.

III. Traumstück (Begleitung: Gustav Witt—Hamburg).

'Die Rampe', Wochenschrift des Deutschen Schauspielhauses in Hamburg, Heft 32: »Karl Kraus liest in Hamburg« von Dr. H.; 'Der Abend', Hamburg, 21. März: »Vorlesung Karl Kraus« von Fritz Groß.

*

1 xxx

Berlin

Schwechten—Saal, ½ 8 Uhr (veranstaltet von der Konzertdirektion Wolff und Sachs)

Offenbach—Zyklus

Begleitung: Otto Janowitz

24. März:

Die Großherzogin von Gerolstein

25. März:

Blaubart

26. März:

Madame l'Archiduc

27. März:

Pariser Leben

Auf den Programmen Wiener Notizen und die Bemerkung:

Die Gestaltungen der geistigen Welt Offenbachs müssen und wollen den Anspruch auf eine musikalische Interpretation im streng technischen Sinne unerfüllt lassen. Die Wiedergabe erfolgt ohne Kenntnis der Notenschrift.

Jedesmal Schober—Strophen. Dazu:

Bumbum

In der Republik, da kann mir nichts gschehen,
Da verwandl' ich mich ganz,
Da richt' ich mich her, Sie werden schon sehen,
Total auf den Glanz.

Wie man die Verfassung auch verfasse,
Sie hat eh keinen Sinn —

Wie ich dem Zeitgeist mich anpasse,
Da lächelt Berlin.

Ja, wie ich dem Zeitgeist mich anpasse,
Da lächelt Berlin.

[: Ha eins zwei drei, den Mantel umgetan:
Herzog bin ich von Afghanistan! :]

Chor

[: Ha eins zwei drei den Mantel umgetan:
Herzog ist er von Afghanistan! :]

Hoch der Herzog von Afghanistan! Nieder mit der Verfassung!

Prinz Paul

Voll Neid die neuste Botschaft hör ich —
Als Prinz streb höher ich hinan —
Der Marx hat's gut, wie gerne wär ich
Ein Herzog von Afghanistan.

Und Herzoge, so wird berichtet,
Gibts jetzt schon eine ganze Zahl.

Der Braun, der hat darauf verzichtet,

Denn der lebt sowieso feudal.
Nicht ahnen es die Untertanen:
Im Mantel steckt ein Demokrat.
[: Ja; Deutschland ist ein freier Staat :]
Regiert wird er von hochgeborenen Afghanen.

Großherzogin

Im Mantel steckt ein Demokrat?
(Ja Deutschland ist ein freier Staat)
Regiert wird er von hochgeborenen Afghanen.

Graf Oskar

In dem demokrat'schen Genre
Stellt ein jeder seinen Mann.
Marx ist als Republikaner
Herzog von Afghanistan.
Und andere Herzoge gibts auch.
Denn so frei sie [[: auch geworden :]]
Hängen dennoch [[: sie an Orden :]]
[: Das ist so des Landes Brauch :]

Chor

Denn so frei sie [[: auch geworden :]]
Hängen dennoch [[: sie an Orden :]]
Gibt es keine deutschen Orden
Tut es ein afghan'scher auch,
Also tuts statt deutscher Orden
Ein afghan'scher auch.

Erzherzog und Chor

Originale kann man jetzt sehn
In einem der republikanischen Staaten.
Wenn der Fasching vorbei, spazieren gehn
Im Herzogsmantel die Demokraten.
Die Würde, die sie so lange entbehrt,
Sie steht wieder auf als wie ein Phönix.
Und sie fühlen sich ganz besonders geehrt
Durch die Gnade eines afghanischen Königs.
Der Endsieg mußte ja doch mal gelingen,
Denn mit Geduld läßt sich alles erreichen.
Nichts konnte sie aus der Verfassung bringen
Als das afghanische Ehrenzeichen.
Karneval, Original, Original, Karneval, ah ...
[: Original, Original,
Was gibt es doch für Original',
Nein, nichts ist so original
Wie ein Demokrat [der ein] Original! :]
In der Literatur, das weiß ich genau,
Da sind die Originale selten.
Gradheraus zu sagen ich mich getrau,
Daß mehr als sie die Abschreiber gelten.
Da weiß ich von einem, dessen Wort
Am Lautwerden wird von der Presse verhindert,

Während indessen in einemfort
 Er wird von den Literaten geplündert.
 Von dem Ruhm, der Piscator und Toller ziert,
 Für ihn ist wenig übriggeblieben,
 Und wird dereinst doch sein Werk aufgeführt,
 So wird's heißen, er habe es abgeschrieben.
 Fatal, Original, Original, fatal ah ...
 [: Original, Original,
 Original sein ist fatal,
 Denn nichts ist so wenig original
 Wie ein Autor [der ein] Original! :]

Eine Zusatzstrophe zum Couplet des Gondremark auf S. 10 ¹.

Tirolienne

's heißt, der Kerr wär' bereit,
 Fortlaufend zu schreiben.
 Aber er fürcht', daß die Leut'
 Dann zur Stelle nicht bleiben.

*

Ich weiß meiner Seele,
 Warum er die Absätze zählt:
 Daß kein Einfall ihm fehle,
 Welcher ihm fehlt.

*

Kein Anschluß! Warum?
 Ja, da wär ich Untertan
 Im Herzogtum
 Von Afghanistan.

30. März:

I. Vorwort ². Aus den Dokumenten (Nr. 766 — 770 S. 2, 3, 34, 35, Nr. 771 — 776 S. 11) und den ersten sieben Seiten von »Der Hort der Republik«. — Couplet des Schwarz—Drucker. — Szene: Kerr am Schreibtisch. — Die faden Fehden.

II. Bunte Begebenheiten. — Schonet die Kinder! — Weg damit! / Mein Widerspruch / Das Hiesige / Schnellzug / Das Kind / „Jugend / Todesfurcht / Der Grund. — Weiße Frau und schwarzer Mann.

III. Traumstück.

Begleitung: Theo Mackeben.

3 1. März:

(Dem Andenken Frank Wedekinds)

I. Rede zu der Erstaufführung der »Büchse der Pandora« (veranstaltet von Karl Kraus in Wien am 29. Mai 1905).

II. Frank Wedekind, Lieder: Das Lied vom armen Kind [Erstdruck in der Fackel 1904] / Unterm Apfelbaum / Die Hunde / Der Zoologe von Berlin / Konfession / Die Wetterfahne / Revolution (Der Anarchist) [Die letzten drei: Erstdrucke in der Fackel 1904, 1905, 1906].

¹ Seite 5 bei mir

² Nr. 778 — 780, S. 13. [KK], Seite 11

Begleitung: Theo Mackeben.

III. Totentanz (Tod und Teufel) [Erstdruck in der Fackel Juli 1905. Auf dem Programm: Der Marquis Casti Piani, Fräulein Elfriede von Malchus, Herr König, Lisiska: geschrieben für Frank Wedekind, Adele Sandrock, Karl Kraus, Tilly Newes.]

1. April:

Nestroy: Lumpazivagabundus. (Mit dem Entree des Leim.)
Begleitung: Theo Mackeben.

2. April:

I. Von Herrn Schober und der Klage gegen ihn ¹. — Epigramme: Die Wendung; Definition; Das Berufsgeheimnis; Wahl des Titels; Theaterkritik; Die Zwangslage; § 144; Der Ruf der Wienerstadt; Rekonvaleszenz; Schluß!; Der große Betrug; Mißvergnügte der Republik; Anschluß; Umsturz; Im Zeichen des Kreuzes; An den Bürger; Zum Geburtstag der Republik; Goethe und Hofmannsthal; Kerr; Auf einen Polemiker; Kritik; Raumbühne; Die Prominenten; Die Freiheit, die ich nicht meine; Glossen werden Symbole; Deutsche Literaturgeschichte; Dienst der Kunst; Der Vorleser; Verschiedene Sachlichkeit; Reflex der Eitelkeit; Meine Eitelkeit; Der Unterschied; Ersatz; Wozu der Lärm?; Jedem das Seine; Fünfundzwanzig Jahre. / Definitionen / Nächtliche Stunde / Der Reim / Apokalypse (mit Vorwort).

II. Aus dem Schluß von »Redaktion und Irrenhaus« (mit Vorwort).

III. Die Tafelszene aus »Die letzten Tage der Menschheit«. — Ansprache.

Vorwort zu II.:

Vor dem Werk des Grauens schalte ich ein Zwischenstück ein. Im nächsten Heft der Fackel gebe ich der geistigen Welt Kunde von der ungeheuren Entdeckung, die in einem Irrenhause gemacht wurde. Ich habe darüber in Wien unter dem Titel »Aus Redaktion und Irrenhaus« gesprochen. Inzwischen sind freilich Feststellungen erfolgt, die es zweifelhaft erscheinen lassen, ob der arme irrsinnige Schlosser in einer rumänischen Irrenanstalt wirklich der Verfasser oder — was ja groß genug wäre. — nur der Bewahrer der Lyrik ist, die, wie man nun glaubt, einige arme Teufel von Fremdenlegionären in Marokko zu Verfassern hat. Wie immer dem sei, das höchste Gut deutscher Sprache ist geborgen. Es sind Rumänengedichte ganz anderer Art als jene, von denen Sie ein Beispiel kennen. Ich lese die drei Gedichte, mit dem Schluß meiner Betrachtung, wo noch an der Version der Autorschaft des Schlossers festgehalten ist. Die Einleitung des Aufsatzes hat den Wortlaut: [S. 84, erster Absatz] ². Dann kommen die furchtbarsten Beispiele aus der uns umgebenden Welt der Geistesnorm. Dann heißt es: [aus S. 96 und bis 100] ³.

1 Ebenda, S. 13 ff. [KK] (S. 13)

2 Nächste Seite

3 Seite 64

Nach Schluß des Vortrags die Ansprache:

Ich könnte von nichts überwältigt werden außer von solcher Dankbarkeit. Nach trüben Jahren des Kampfes, die keinen Tag mich sehen ließen, aber auch wenig Schlaf gewährt haben, fühle ich mich als Antäus fremder Erde. Bei solcher Teilnahme wäre selbst ein Sieg innerhalb dieser trüben Zeitlichkeit erdenkbar. Nehmen Sie für Ihren Dank den meinen. So behalte ich das Heft in der Hand und vielleicht bietet sich, wenn das versprochene erschienen ist, schon im Mai mir die Möglichkeit der Wiederkehr.

Der in der Rede »Die faden Fehden« (auf S. 14 ¹) ausgesprochenen Vermutung widersprach das folgende Schreiben der Konzertdirektion:

Berlin, 3. April
(durch Boten)

... Darf ich Ihnen nochmals zu dem großen und starken Erfolg, der Ihre Abende begleitet hat und der seinen Gipfel in der gestrigen Vorlesung fand, meinen Glückwunsch aussprechen. —

Der nun folgende Vorschlag, »Im Mai zunächst noch drei Abende folgen zu lassen«, wurde angenommen; da jedoch die Reise erst in den letzten Maitagen möglich gewesen wäre, beschlossen, einen größeren Zyklus auf den Herbst zu verlegen.

'Berliner Montagspost', 26. März: »Karl Kraus singt Offenbach« (über die »Großherzogin«) von L. v. J.; 'Literarische Welt' Nr. 16: »Karl Kraus liest Offenbach« (über »Pariser Leben«) von Walter Benjamin ; 'Deutsche Republik', Hefte 29 und 31: » Karl Kraus in Berlin« von Reifferscheidt.

*

Preßburg

Redoute—Saal, 2. Mai, 8 Uhr (veranstaltet von der Urania):

I. Zum ewigen Frieden / Der Bauer, der Hund und der Soldat. — Schonet die Kinder! — Definitionen / Der Reim / Jugend / Mein Widerspruch / Epigramme: Die Räuber; Schluß!; Der große Betrug. — Aus Shakespeare: Heinrich VI. 3. Teil II, 5. Szene. — Reklamefahrten zur Hölle.

II. Die letzte Nacht.

Aus Redaktion und Irrenhaus

Gesprochen am 9. Februar ²

Ich erfülle doppelte Dankespflicht, wenn ich meiner Öffentlichkeit, die mit mir die furchtbare Notwehr gegen den sieghaften Ungeist mitmacht, Kunde gebe von dem seit Jahren einzigen positiven Erlebnis, das ich einem Zeitungsblatt verdanke. Es handelt von der dichterischen Produktion eines Irren, und um sie zu würdigen, ist es unerläßlich, vorher von vielerlei geistigen Ein-

¹ Seite 7 & 8

² Ohne den Absatz »Aber wir wollen ... « bis » ... erhalten blieb (S. 91 bis 94 [61 ... 64]), der erst später entstanden ist. [KK]

drücken zu sprechen, die man der Welt außerhalb des Irrenhauses verdankt, welches gut tut, sich gegen sie durch eine Mauer abzusperren.

Wir müssen es hinnehmen, daß wir in diese Zeit Verbannten lebenslänglich verurteilt sind, die Usurpierung der sprachlichen Machtmittel durch Schurkerei und Idiotismus zu ertragen; ohnmächtig müssen wir zusehen, wie, nach völliger Abtötung aller schöpferischen Möglichkeit durch eine selbsttätige Technik, die entleerten Formen des Geistes zum Ornament des Schwachsinns, zum Aufputz der Niedertracht taugen. Wir erleben im täglichen Umgang und in dem Abdruck eines geschändeten Lebens, der womöglich noch dessen Niveau unterbietet, im Rotwelsch der Lebensbetriebe und im Kauderwelsch jeder gedruckten Zeile, einen Triumph der Erbärmlichkeit, der uns bis zu dem Zweifel deprimiert, ob nicht alles das in Ordnung sei und nur der eigene Sinn versehrt, der die Dinge so betrachtet. Wenn mein Blick ein Zeitungsblatt durchfliegt — und nie noch hat er darin lustwandelt —, so ergreift er, ohne mehr an der selbstverständlichen moralischen Verworfenheit zu haften, eine solche Fülle von Beispielen gedanklicher und sprachlicher Mißform, daß mir für die Zukunft einer Nation, die diesen Unflat als geistige Nahrung zu sich nimmt, nur die Hoffnung bleibt, sie werde bei fortschreitender Verblödung schließlich nicht mehr imstande sein, zu lesen — was dann den Ruin der Presse, und in weiterer Folge die geistige Erholung der Menschheit herbeiführen wird ¹. Immer wieder versuche ich, der nicht unter Leute kommt, mir vorzustellen, daß sie, so beklemmend ihre Sprechart im Vorbeigehn auf mich einwirkt, doch geistig hoch über den Personen stünden, von denen sie sich die Zeitung liefern lassen, weil es doch unmöglich ist, sich vorzustellen, daß sie noch unter ihnen stehen. Immer wieder glaube ich ja, mit einem unzerstörbaren Glauben an die Naturkräfte im Menschen, daß etwa der Abendblatt—Leitartikel der Neuen Freien Presse, von ihrem letzten Leser geschrieben, doch menschenmöglich wäre als das imbezille Wirrsal, das er schlucken muß, dieses schreiend komische Sammelsurium rein privater Ausrufe, die sich durch die unmöglichsten Spationierungen den Weg zum Ohr der Öffentlichkeit erzwingen wollen, ungeachtet der Erfahrung, daß sich da durch Gewalt so wenig richten läßt wie beim Beten. Es ist undenkbar, glaube ich immer wieder, daß ein beliebiger Provinzabonnent, und selbst einer, dem diese Sprache Respekt einflößt, die miserable Gesinnung, die sich ihrer bedient, nicht sachgemäßer und wortsauberer, also publizistischer auszudrücken vermöchte. Oder betrachten wir diese inveterierte Landplage des Sonntagsglossators: welcher Leser würde, wenn er den Gedanken zu verarbeiten hat, daß zwei völkische Abgeordnete wegen der bekannten Negerschmach zum Bundeskanzler gehen, und wenn ihm dazu die Krawalle im Parlament einfallen, die Assoziation nicht logisch etwa so vollziehen, daß die Parlamentarier nicht nur im Hause, sondern auch außerhalb des Hauses Krawall machen. Nur dem Berufsschäker kann es passieren, daß er da schreibt, es hätten sich Parlamentarier gefunden, »die zur Abwechslung statt gegeneinander, gegen die schwarze Tänzerin ² wüteten«. Doch die völkischen Parlamentarier haben nie gegeneinander gewütet und die sozialistischen nicht gegen Josephine Baker. Aber ist die Banalität, die einem da täglich um die Ohren geschlagen wird, nicht an sich noch schmerzhafter als alle Unlogik, die der Journalist braucht, um keinen Humor zu haben? Wäre es denn denkbar, daß der Leser nicht schamrot wird bei dem Gedanken, er selbst wäre gezwungen, die ausgekotzten Redens-

1 September 2013: Der erste Teil dieser Prophetie ist tatsächlich eingetreten, aber der zweite nicht und ist in noch weitere Ferne gerückt. Jetzt sind alle Kräfte auf Anti—Rassismus und Kampf gegen Rechts gerichtet. Die Rolle der presse hat das TV übernommen.

2 Josephine Baker

arten in den Mund zu nehmen, die er, wie alljährlich so auch heuer, als »Ansprachen auf dem Concordiaball« serviert bekommt? Dieses ewige Geschäker erwachsener Würdenträger bei der Vergewisserung, daß »die Jugend und die Freude das Zepter führen«; diesen Einfall eines Unterrichtsministers, den versammelten Schapseln das Vorbild Schuberts zu empfehlen, der es »doch auch« verstanden habe, »mit guten Freunden einmal einen klingenden Feierabend bei einem guten Tropfen Wein zu begehen«! Darf sich die Phrase wirklich schon jedes Attentat auf die fünf Sinne erlauben? Muß man den Ausspruch über sich ergehen lassen, mit dem der kostbare Advokat des Herrn Ahrer dessen Verteidigung führt, die vor Gericht zu führen ihm durch den Zwang der Umstände verwehrt ist, den Ausspruch, wonach der Geschäftsfreund des Herrn Bosel und Tischkumpan des Herrn Bekessy makellos dastehe: »hierüber« werde sich »jeder objektiv denkende Mensch« sein Urteil selbst bilden können, »da« der Herr Ahrer, seinem Rate folgend, »in absehbarer Zeit seine Memoiren der Öffentlichkeit übergeben wird«. Kein Zweifel, sagt man sich, der Memoahrer hat den einzig richtigen Weg zur endgültigen Feststellung der Wahrheit betreten. Man ist jedoch neugierig, wann denn das Ziel aller Publizistik, die Öffentlichkeit dumm zu machen, endlich so zufriedenstellend erreicht sein wird, daß die weitere tägliche Bemühung überflüssig wäre. Aber vielleicht ist der Zustand schon eingetreten und die Zeitungen wissen es nur nicht und strapazieren sich noch mit jeder gedruckten Zeile. Denn wenn es doch so ist, daß gerade die unzulänglichsten Köpfe berufen sind, öffentliche Meinung zu machen, und das Publikum sie dergestalt hinnimmt; wenn es sogar Menschen geben soll, die sich an den Einfällen dieses unbezahlbaren Jobs erquicken und nicht wie unsereins wissend, sondern mit echtem Behagen an dem Reichtum dieser bildnerischen Phantasie und an der barocken Fülle von Metaphern, die diesem unversicherten Geiste einfallen wie die Brücke zwischen dem Nichterlebten und dem Nichtgedachten; wenn wirklich solches Druckwesen seine Genießer findet — so frage ich mich schließlich, ob nicht das Publikum vielleicht doch noch dümmer ist als die Presse, die es sich hält, wiewohl mir für diesen Grad schon jedes Maß einer Vorstellung fehlen würde.

Wenn ich freilich die Druckwelt betrachte, in der sich schlichte Arier hoffnungslos abquälen, den jüdischen Kollegen die Petites nachzumachen, das Anreißertum und die Brillanz der Schmucknotiz, den Hautgout der Sensation (den sie wahrscheinlich Hugo nennen), diese armen Teufel, die das Pech haben, nicht von Miskolcz eingewandert, sondern bodenständig zu sein und wohl auf Lebensdauer zu bleiben, und die für den Journaldienst nichts mitbringen als das Analphabetentum, ohne die Fähigkeit es zu gebrauchen — dann freilich werde ich eher des Zusammenhanges gewahr zwischen dem Zeitungswesen und einer Volksart, die auf dem Weg der Rückbildung zum Neandertalertum rapide Fortschritte macht, während es mir immer ein Problem sein wird, wie Juden nicht finden sollen, daß ihnen die Neue Freie Presse zu blöd ist. Da haben wir also die Wiener Neuesten Nachrichten, eine Zeitung, der ich öfter schon nachgewiesen habe, daß sie in großdeutscher Sprache geschrieben ist. Sie und die Reichspost sind in diesen Tagen etwa der Ausdruck der Gedanken, die ich einmal in der Beschreibung des Wiener Straßenlebens, durch das ein Neger chauffiert, festzuhalten versucht habe: »A Näägaa — !«, »Geh hörst'rr schau drr den schwoazen Murl an!«, »Hörst Murl, wosch di o!«, »Geh ham, Schwoazer, verschandelst uns jo die gonze Stodtt«, »Do fohr oba, zur Daunau und wosch dii — !«¹ Während die vorkämpfende Deutschösterreichische Tageszeitung, als der eigentliche Schutz— und Trutzgoi auch »Dötz« genannt, diesen Rat nebstbei noch bezüglich der bodenständigen Schweißfü-

1 s. Heft 384 »Der Neger« # 06

ße erteilt und im ärztlichen Briefkasten die schlichte, aber unwiderstehliche Auskunft gibt:

Fußreinigung. Laues Wasser mit Seife.

Denn offenbar hatte einer der Mannen, die die schwarze Schande nicht mehr ertragen können, sich die Sache weit komplizierter vorgestellt, als sie im Grunde ist, und angefragt, wie man das eigentlich mache. Vielleicht einer von den Unentwegten, die viel auf dem Trottoir vor der Oper herumgehen müssen, wenn Jenny aufspielt. Also laues Wasser mit Seife — das Ei des Columbus ist nichts dagegen! Was aber die Josephine Baker betrifft, die vielleicht mehr Zusammenhang mit der Gottesschöpfung erkennen läßt als ein ganzes flaches Land, auf dem Bodenständige wohnen, so hat sie es sich schließlich selbst zuzuschreiben, daß sie Bekanntschaft mit dem dunkelsten Zentraleuropa gemacht hat. Dasselbst erscheint nun die Reichspost, die ihrem Verdruß in dem schlichten, aber treffenden Titel Luft macht:

Die Schwarze ...

mit drei ganz Idiotischen Punkten und nicht ohne der Mißdeutung wehren zu können, daß sie von sich selbst spreche. Man erfährt jedoch gleich, daß es sich um die Baker handelt, von der erzählt wird, daß sie »Nacht für Nacht«, man denke nur, in den Folies Bergères tanzt, »um schließlich zuletzt ganz privatim in ihrem eigenen Etablissement am Montmartre noch Sondervorstellungen zu besonderen Preisen zu geben«. Nach dieser Hundsordinärheit, die ihre Peitsche verdient hat und mit der der arme Preßgoi leuchtenden Auges seine Dankesschuld an die jüdische Sensationspresse abträgt, beginnt er diese, wie er sagt, zu »kennzeichnen«. Da kommt nun der tiefe Schmerz zur Geltung, daß Nackttänze von Kerzelweibern noch nicht begehrt sind. Es folgt die Bitte, der Menschheit Würde, die in eure Hand gegeben ist, zu bewahren. Noch gebe es Gott sei dank

Tausende und aber Tausende, denen die Kultur unserer Heimat
Atem reinsten Lebensfreude bedeutet ...

Sie müßten sich zu einem flammenden Protest sammeln und »die in Oberflächlichkeit Eingelullten« aufrütteln. Lange reicht hierzu die Zeit nicht mehr, mahnt der Reichspostler mit einem Blick auf die Uhr des Stefansturmes, und schließt mit dem Memento (von Schriftleitern auch Momento genannt): Josephine Baker in der Stadt Schuberts »mit dem Bananenschurz tanzend«

ist es nicht ein letztes Haltesignal vor der Fahrt ins Weite, Unermeßliche des Abgrundes?

Aber wenn die Baker das letzte Haltesignal ist vor dem Abgrund, vor dem wir immer stehn tun, anstatt endlich herzhaft unterzutauchen, so hätte ja der Wiener etwas zum Anhalten und der Fremdenverkehr brauchte nicht alleweil um den Justizpalast zu branden. So denken und schreiben also diese Schriftleiter, die nicht wissen, wohin sie die Schrift leiten sollen, welche es ihrerseits schon gar nicht weiß. Vollends als blinde Kuh fühlt sie sich in den Wiener Neuesten Nachrichten. Da wird der praktische Vorschlag gemacht, Schubert, der dieses Jahr doch ausersehen ist, die Schlappe Beethovens bezüglich des Fremdenverkehrs wettzumachen — also ihn dafür, daß die zeitgenössischen

Wiener ihn »fast verhungern« ließen, heute wenigstens durch Austreibung der Baker zu entschädigen. Die Bevölkerung ist schon sehr erregt. Denn es ist doch, heißt es, unerträglich, daß jener, dem es bei Lebzeiten so schlecht ging und der später bekanntlich von Hoteliers und Librettisten ausgewurzt ward — also daß er »auch jetzt sich mit einer tanzenden Negerin zu 50 Prozent ausgleichen soll«; sagt das Organ der Großdeutschen. Es bleibe dahingestellt, ob Schubert das Plus, das ihm da angeboten wird, nicht mit dem Hinweis darauf ablehnen würde, daß er die tanzende Negerin für eine musischere Gestalt erachte als geschäftstüchtige Troglodyten, die um Fremdenzuzug betteln und dabei die Frechheit haben, dem europäischen Geschmack ihre Unappetitlichkeit aufzudrängen. Aber so wahr die deutschvölkischen Belange keine Sehenswürdigkeit sind, so wahr ist die deutsche Sprache, die von ihren Vertretern gesprochen wird, eine Hörenswürdigkeit. Denn während man von den Negern überzeugt sein kann, daß sie die Sprache, in der sie sich untereinander verständigen, auch beherrschen, widerfährt den Wiener Neuesten Nachrichten in dem Eifer, das Deutschtum gegen die ihm drohende Schmach zu schützen, im Hinblick auf Schubert der folgende Satz:

Wie wenig ist dieses eine Jahr der Freude und Begeisterung dagegen gehalten, was ihm, so lange er unter uns wandelte, schuldig geblieben wurde.

Man möchte ja glauben, daß ein Volkscharakter, der um Bewahrung seiner Eigenart ringt, deren Existenzwürdigkeit vor allem darin zum Ausdruck bringen müßte, daß er sich selbst die Sprache bewahrt hat, die ihm die Außenfeinde beeinträchtigen. Aber wie viel wird da schuldig geblieben von unsern armen Schriftleitungschristen, welche die Redaktionsjuden noch um die Fähigkeit beneiden, sich zur Not auszuquetschen, von diesen wahren Gojim In den Gauen der Sprache, in der sie bodenständig sind!

Ach, hüben wie drüben täglich eine Fülle der Probleme, wie dieses elende Gehudel von Kneipe und Kontor, dieser privateste Mißbrauch von Sprache und Verstand nur überhaupt publik werden kann und daß die Hand des Setzers, ja die Maschine selbst sich nicht gesträubt hat, den Dreck wie er ist in bleibende Gestalt zu verwandeln! Meine Ohnmacht der ganzen Erscheinung gegenüber drückt sich vielleicht am stärksten in dem tragischen Konflikt aus, den ich durchmache, wenn ich jedem einzelnen dieser Beispiele geistiger Minderwertigkeit gegenüberstehe, die sich mir aufdrängen, da ich im Blätterwald so für mich hingehe, um nichts zu suchen und weiß Gott mit der inbrünstigsten Sehnsucht, nichts zu finden. Von jedem einzelnen wäre ich imstande, das Gesicht der Zeit, der Nation, der Stadt abzuzeichnen, immer glaube ich, dies eine sei das geeignetste, das mir für alle Zeit die Befassung mit den übrigen ersparen wird, und ich sammle sie doch alle und komme in Kämpfen stofflichster Art nicht dazu, unter ihnen die Wahl zu treffen, geschweige denn sie alle auszustellen zur Heerschau über die Macht, die den Geist mit Krieg überzog und demgemäß mit Läusen.

Wie schwer wird es da erst, sich dem Dank für das positive Erlebnis zu widmen, das man einmal in unheiligen Zeiten aus einem Zeitungsblatt empfangen hat! Aber um die Umgebung zu schaffen, in der es auch andere empfangen können, müßte ich besonders auf die eigentliche Welt der Normen weisen, die uns beklemmend umgibt. Denn der Strahl des Geistes, den ich auffing, drang aus der Nacht des Irrendaseins. Und man versuche sich vorzustellen, daß es just an dem Tage geschah, an dem ich die Weihnachtsbotschaft las jenes unschuldigsten Fibelgemütes, welches angesichts des neunzigsten

Toten unterm Christbaum Kindern das Treugelöbnis für die Polizeidirektion abgenommen hat und den Gedanken aussprach, daß die Treue kein leerer Wahn sei, was ich doch längst nicht mehr geglaubt hätte. So setzt einem die Welt der Normen zu und verlangt noch, daß man seine Sinne beisammen halte! Das ist nicht leicht, sage ich mir, und wiewohl ich nach Rückert weiß, daß nicht so sehr erfüllte Wünsche das wahre Glück bedeuten als vielmehr erfüllte Pflichten, so deprimiert mich doch die Erfahrung, daß hier, wie man sich auch plage, nichts vom Fleck kommt. Aber Kopf hoch, sage ich mir, zumal wenn ich das traurige Los meines erfolgreicherer Rivalen, des Goldfüllfederkönigs, bedenke. Er, der die Aufforderung plakatiert hat, daß der Polizeipräsident *nicht* abtrete, sitzt im Irrenhaus! Er hat, was er verlangte, doch unstreitig durchgesetzt, und befindet sich nunmehr auf der psychiatrischen Klinik. Und da er dort über eine Schreibmaschine verfügt, beklagt er sich in einem Schreiben an mich über krassen Undank. Jetzt kommt er drauf, daß ich recht hatte. Hört, hört:

... Im September vorigen Jahres habe *ich mich noch hinreißen lassen*, den Behörden resp. der Polizeidirektion *auf Verlangen von oben* mit großen Versprechungen einen großen *unvergeßlichen Dienst* zu erweisen und *den Polizeipräsidenten* durch meine *unvergängliche »Aufforderung«* zu rehabilitieren.

Nun, diese Produktion eines Irren, die noch in der Welt der Normen wurzelt, meine ich nicht, wenn ich von einem Strahl des Geistes spreche. Vielmehr erblicke ich den äußersten Kontrast zu allem vorschriftsmäßigen und diesbezüglichen Denken in einem andern Dokument, welches mir am Weihnachtstag und zwar aus Rumänien zukam. Und da sei vorweg, auf die Gefahr hin, daß man meinem eigenen Wort den Ursprung in der Irrsinnssphäre suchen wollte, der Glaube ausgesprochen, den ich dieser Botschaft verdanke: Der größte heute in deutscher Sprache denkende, vielleicht der einzige große Dichter, und einer der größten, die je gelebt haben, ist ein Schlosser, der in der Irrenanstalt von Czernowitz lebt.

Aber wir wollen uns das Wunder, das uns bevorsteht, verdienen, indem wir uns erst nach der Lyrik umsehen, die der Welt der Normen entspringt. Freilich böte das Talentierteste, das da nur zu finden ist, Kontrast genug, um ein für allemal jegliche Produktion der Normalgehirne als bedenklich erscheinen zu lassen, die sich ja der Sphäre des produktiven Irrsinns höchstens durch Hysterie anschmarotzt. Doch sei hier nicht die Leistung eines Literaten-tums betrachtet, das mit der Geschicklichkeit, einen Naturzwang vorzutäuschen, immerhin den Geschmack und die Mode der heutigen Lyrik angibt. Wir wollen vielmehr in jenes abgründige Gebiet eintreten, wo das beglaubigte Normalgehirn sich in der Befugnis austobt, die dagewesensten und unerlebtesten Empfindungen in das Käsepapier von Vershüllen zu kleiden, die kein Abfallbehälter behalten würde. Was da in deutschchristlichen Sonntagsbeilagen zwischen Graz und Linz, also namentlich in Wien, andauernd geboten wird, davor scheint es noch immer mehr der Sau zu grausen als den Bauern, die darauf abonniert sind. Wunderbar wird erst aller Fortschritt der Technik, wenn man ihn, aus dem Gesichtspunkt der Gleichzeitigkeit, mit der Zurückgebliebenheit der geistigen Einrichtungen zusammenhält. Man versuche einmal ohne Furcht für das Gleichgewicht des Verstandes, sich vorzustellen, daß ein und derselbe Tag die Nachricht bringt, man werde demnächst von NewYork nach Wien blicken können, und den Inhalt der »Damenspende des Deutschösterreichischen Schriftstellerballes«. Der ehrwürdige Kernstock etwa, der im

Weltkrieg seinen Dilettantismus der Hebung des Blutdurstes zur Verfügung gestellt hat, widmet »Einer Wienerin« das zarteste Gedenken:

Denn lebensfrisch, *echt wienerisch*
Wallt immerdar dein Blut
Wie edler Wein: *ein Prachtgemisch*
Aus Sonnenkraft und Glut.

Während andern der geringste Anlaß Herzenspein schaffe, ihr »kostet's nur ein Seufzerlein«, denn in ihrer Brust »verhohlen quillt der Jungborn Poesie«, welcher bei Kernstock offen ausfließt. Und man kann überzeugt sein, daß hunderttausend deutsche Leser, die es in den christlichen Blättern zitiert finden, sich daran als dem Inbegriff aller Lyrik erquicken. Solche, die mehr heimischen Urlauten zugeneigt sind, wieder an dem Folgenden:

Is nea r oaner in Ort ...
Von Karl Bacher
Is nea r oaner in Ort,
Daß i schau auf und o',
Und um den tats mer *load*,
Wonn der *Bui* mi nit mo'.

Was »r« bedeutet, ist rätselhaft, das später vorkommende »ollwi« ist offenbar »alleweil«, die Angelegenheit spielt nämlich im Znaimer Kreis und dürfte schon in Oberhollabrunn auf Schwierigkeiten stoßen:

Und war ah der *Znoamer Kroas*
So groß, als i moan,
Mocht mer koaner mehr hoafß
Ols *wia r er nea r* alloan.

Man versuche sich vorzustellen, daß Damen, ohne zu stolpern, unter dem Eindruck dieser Spende getanzt haben. Zum Schluß ergibt sich ein gewisser Anhalt:

Is nea r oaner in Ort —
Und wonn i 'n nit kria',
Aft gschacht mer so load —
Und i möcht, daß i *stir(w)* ...

Beim letzten Wörtlein pflegt in solchen Fällen immer nachgeholfen zu werden. Die Heimatdichter unterlassen es immer, zum Beispiel das »bi« für alle Fälle mit einem (n) zu versehen, wiewohl eine solche Anweisung gerade hier überflüssig erscheint; »stir« also bedeutet soviel wie »sterbe«, das sich auf »kriege« reimt, nämlich (w) bedeutet eigentlich (b). Das sind nun so die schalkischen Erlaubnisse der Dialektpoesie, von der man ja zugeben mag, daß ihr Sprachboden, wenngleich nur in Znoamer Grenzen, noch immer zeugungsfähiger ist als das Papier, aus dem hochdeutsche Dilettanten schöpfen. Und da ist es freilich ein Problem für sich, daß man der Angehörige einer Republik sein muß, zu deren hervorstechendsten Freiheiten die ihres Präsidenten zählt, schlechte Verse zu machen. In der sich aufdrängenden Parallele zwischen der Produktion des Oberprimaners Krantz und der unseres Staatsoberhauptes dürfte die Untersuchung wohl jener als dem Ausdruck komplizierteren Denkens den Vorrang zuerkennen. Und ohne den Verdacht legitimistischer Gesin-

nung auf sich zu lenken, muß man doch sagen, daß einem Versuche des Monarchen, Verse zu produzieren oder gar zu veröffentlichen, wie sie da wieder unserm Hainisch eingefallen sind, sich wohl alle Mächte des Zeremoniells, wenn nicht die Besinnung der eigenen Würde, entgegengestemmt hätten. Herr Hainisch hat es sich nicht versagen können, uns in die Stimmung eines »Sonntags im August« wie folgt zu versetzen:

Wer kann, hat längst die Stadt verlassen
Und viele Fenster sind verhängt,
Die Bahnen führen fort die Massen,
Bevor die Sonne sie versengt.

Ich habe schon mit dieser einen Zeile einen Saal alarmiert, da ich nämlich wieder mir es nicht versagen konnte, den König Bobèche — in der Szene, wo der reine Froh— und Schwachsinn als ländliche Idylle musikalisch verklärt wird — die Verse seines Kollegen Hainisch aufsagen zu lassen.

*Und wer in Wien zurückgehalten,
Der fliegt am Sonntag gern hinaus,
Um sich im Wald zu unterhalten,
Doch ich blieb oft ganz still zu Haus.*

Ganz still, nämlich nicht dem Schreiben, sondern dem Lesen hingegeben.

*Wo sonst die Räder Staub entfachen
Und jeder strebt nach seinem Ziel,
Da hört man heute Kinder lachen,
Sie spielen irgendwo ihr Spiel.*

Hainisch jedoch, der »gar oft bei offenen Scheiben saß«, ließ sich durch »sonntägliches Treiben« in seiner Arbeit nicht stören. Ich hinwiederum ließ den Prinzen Saphir, der entzückt vernimmt, wie auch das Stadtleben seine Reize hat, ausrufen: »Is das aber schön!« »Was, da staunen S'?!« »Sagn S', das hat er ganz allein g'macht?« »Ganz allein! Sind S' so gut — so was wird er doch schon treffen, er is doch nicht mehr so jung! Das kommt alles aus dem eigenen Staatsoberhaupt«; und zum Beweise zitierte der König Bobèche noch die folgende Strophe, die er der Damenspende des arischen Schriftstellerballes entnommen hatte:

*Gar nie in meinem ganzen Leben
War mir so leicht der Arbeit Last,
Die Stimmung, die mich rings umgeben,
Die hat mich machtvoll auch erfaßt.*

Nun, unser Präsident hat leicht schaffen und der Hörer leicht lachen. Aber ich muß schon bekennen, daß zu den Problemen dieser Republik, die mir immer wieder den Austritt nahelegen, nebst der Treue und Beharrlichkeit ihres Hortes die unerschütterliche Produktivität ihres kreuzbraven Präsidenten gehört, der zwischen Murmeltieriagd, Dekorierung schießender Polizisten und Begnadigung von Erpressern solchen Unfug mit der Sprache treibt. Doch da man gleichfalls ausharren muß, bleibt nichts übrig, als sich aus dieser täglich vorhandenen und dennoch unvorstellbaren Welt der Normen, aus der Region beispielgebender Banalität, aus der Untiefe des Voll— und Ganzsinnes, dorthin

entrücken zu lassen, wo das Absurde von Offenbachs Klängen weggespült wird. Oder sich hinzudenken in ein Reich des Wahnsinns, wo, das sprachliche Urbild der Natur erhalten blieb.

Ein Schreiben also, an den Verlag der Fackel gerichtet, hat den Wortlaut:

Den beifolgenden Zeitungsausschnitt bitte ich Herrn K. K. mit meinen ... Grüßen zu übermitteln. Vielleicht werden die darin enthaltenen Proben von Dichtungen Irrsinniger Herrn K., dem der Nachklang dessen, was sich heutzutage als deutsche Dichtung aus gibt, so wehe im Ohre liegt, eine kleine Freude bereiten. — —

Der Ausschnitt aus einem Czernowitzer Blatt, der beilag, ist bei weitem das Anständigste, was ich seit langem, bei weitem das Wichtigste, was ich je in einer Tageszeitung gefunden habe. Der Autor selbst ist der Einsender, er nennt sich mit einem Pseudonym Uliu. Er erzählt davon, daß ein ihm befreundeter Arzt (wie er mir späterhin mitteilt, der Sekundararzt der Czernowitzer Landesirrenanstalt Dr. Walter Kipper) Beweise für die Theorie sammle, daß der Irrsinn »bei vorher ganz unschöpferisch konstituierten Menschen die geistigen und seelischen Fähigkeiten in einem derart außerordentlichen Maße steigere, daß diese Menschen erst im Irrenhause zu Dichtern und Künstlern werden«. Ihm liege nunmehr die Sammlung vor, in welcher »das Typischste und Schönste aus der großen Menge von Briefen, Zetteln, Zeichnungen, Tagebüchern und Dichtungen von Geisteskranken vereinigt sei. Zunächst zitiert er die Stelle eines Briefes, den ein Mann geschrieben hat, der wegen zweier Mordtaten ins Gefängnis kam, dort tobsüchtig wurde und »von dem es sich später herausstellte, daß er auch seine Tat in geistiger Umnachtung verübt hatte«. Der Brief sei im Gefängnis geschrieben; die in der zitierten Stelle enthaltenen Angaben entbehrten jeder tatsächlichen Grundlage und seien Gebilde freier Phantasie. Man vernehme nun dieses Wunder einer Prosa, das der Berichterstatter mit Recht »ein überströmendes und erschütterndes dichterisches Gleichnis des Schmerzes und der Hoffnungslosigkeit« nennt:

... und mein Schmerz ist so groß, daß alles Gute und Teuerste der Welt meine wehbrennenden Wunden nicht mehr heilen kann. Die Sonne weint, der Wind ist traurig; der Schnee ist ganz blau geworden und die Au still. Der Mond ist vertieft; denn alle leiden meinen Schmerz. Von meinen Tränen zerspringt der Beton der Kerkerzelle. Das schwere Eisen frißt sich langsam zu meinen Knochen durch. Alles, alles fühlt, alles sieht mein Leid und mein unverschuldetes Unglück, Totes und Lebendiges, nur ein menschliches Wesen nicht. Unglücklich bin ich, ja der Unglücklichste unter Unglücklichen. — Nach meiner Gefangennahme in tiefster Trauer, ist mein Jagdhund gestorben; gleich darauf alle Hühner; gleich darauf meine Kuh. Mein Kind wurde geboren und die Sonne hat ihm weinend durchs Fenster mein unverschuldetes Unglück verkündet und nach ein paar Tagen wurde es traurig nach dem Vater und ein paar Tage später verließ es die verhaßte Welt — und gerade heute wird es zu Grabe getragen, ohne Vater und Mutter, nur von Fremden begleitet; denn der Vater wird gemartert und die Mutter hat fast ganz die Welt vergessen, und das Kind und den Vater, liegt aber still im Bette, die Kerze in der Hand haltend und sieht gen Himmel. Ich habe nichts mehr, nichts auf Erden.

Nach Bruchstücken aus zwei Reimgeschichten eines Irren — die eine von rührendem Humor, die andere von tragischem Hohn, diese begleitet von Zeichnungen, von denen der Berichterstatter sagt, daß sie »des Pinsels eines van Gogh oder Goya würdig wären« — folgt nun das Ungeheure. Drei lyrische Gedichte eines geisteskranken Schlossers, dessen Handschrift und Orthographie so dürftig seien, »daß sie von jedem Volksschüler übertroffen werden«. Der Berichterstatter gibt ihnen — und solange er selbst spricht, mag man noch zweifeln — das Vorwort:

Aber dafür die Gedichte! Man steht förmlich vor den rätselhaften Offenbarungen eines aus anderen Sphären schwingenden lyrischen Geistes, der durch das Medium dieses zerbrochenen Mundes spricht. Welcher Brunnen der Worte, welches Atmen der Erde! Seit den Tagen Christian Günthers und der anderen edlen Barocklyriker ist solche Stimme nicht mehr gehört worden. Ich übertreibe? Hier die Beweise.

Und er übertreibt wirklich nicht, er sagt noch viel zu wenig; nichts Gesagtes aber könnte einen Begriff von dem geben, was dieser Dichter zu sagen hat, und um das Wunderbare zu ermessen, bedarf es eines ungeheuren Antriebs im Leser und im Hörer, die Seelenkräfte zusammenzufassen und aus der Sprachwüste, in der man lebt, zurückzufinden zu dem Anfang, wo das Wort war. Man höre, wenn man kann:

Einen Trunk der Liebe

Laß uns in dem Silberglanz,
den die Birken grün umhüllen,
unsrer Herzen Krüge ganz
mit der tiefen Stille füllen!

Laß uns mit dem letzten Atemhauch,
mit des Blutes letzter Welle
so hinübermünden in den Strauch,
wie ins Wurzelwerk die Quelle!

Alles Irdische muß wesenlos
ohne Trauer von uns fallen;
kindgeworden in des Waldes Schoß
sind um uns nur Nachtigallen.

Dies ist das erste der drei Gedichte. Nur auf den höchsten Gipfeln deutscher Lyrik, dort, wo Ruh ist; in wenigen Strophen von Claudius, Hölderlin oder Mörike, heute in Zeilen Trakls oder der Lasker—Schüler, ist, im erhabenen Einklang von Gesicht und Gehör, so Gestalt geworden, was ein Herz und die Natur einander zu sagen haben. Verse wie »unsrer Herzen Krüge ganz mit der tiefen Stille füllen«; wie dieser heilige Gedanke der Nachtigallen um uns »kindgeworden in des Waldes Schoß« — wiegen ganze Bibliotheken von Lyrik auf. Das eigentliche Wunder ist, daß die Naturgewalt des Irrsinns, der man die Entbindung der Vision ohneweiters zutraut, auch diese unglaubliche Gesetzmäßigkeit bewirkt oder zugelassen hat: über die Symmetrie im Wechsel der kurzen und der längeren Verse und die ihr entstammte psychische Wirkung ließe sich ein Essay schreiben: über das große Pathos etwa, das die

überzähligen zwei Silben diesem »letzten« Atemhauch vorbehalten. Die gleiche Erscheinung im Elementaren und zugleich Kunstvollen, in der höchsten Formmeisterschaft, mit der das Geschaute und Gefühlte zur Gestalt gebracht ist, erstmalig und unvergänglich dastehend, in dem Gedicht

Frühling

Ohne Ende sind
Wege, die zum Frühling führen:
und der laue Wind
öffnet rings geheime Türen.

Wenn die Sonne lacht,
möchtest du zum Himmel wallen,
und in tiefer Nacht
hörst du warme Tropfen fallen.

Alles Schwere sinkt
von den Dingen, die sich weiten,
und die Erde trinkt
Wunder der Entbundenheiten.

Du hörst wahrhaftig in tiefer Nacht warme Tropfen fallen, und es sind wahrlich Wunder der Entbundenheiten, diese Worte, die der arme Schlosser im rumänischen Irrenhaus geschrieben hat. Was soll man nun aber zu der folgenden erotischen Vision sagen, vor der noch das Lebendigste, das deutsche Lyriker dem Frauenleib abgesehen und abgesungen haben, zu Papier wird:

Junge Tänzerin

Eine große Glockenblume
wehte fort vom Frühlingsbaum:
lichem Frühlingstag zum Ruhme
tanzt sie sich in sanften Traum.

Eine Wolke weißer Seide
spiegelt rauschend jeden Schritt;
mystisch wandeln unterm Kleide
Blut und Haut und Atem mit.

An des Körpers Blüten—Stengel
schwingt des Rockes Glocke sie,
und der Beine Doppel—Schwengel
läutet leise Melodie.

Eine große Glockenblume
wehte fort vom Frühlingsbaum:
lichem Frühlingstag zum Ruhme
tanzt sie sich in sanften Traum.

Schon die Anschauung der Tänzerin als einer fortgewehten großen Glockenblume ist einzigartig. Wann aber ist je ein Rock so gestalthaft zur Glocke geworden, daß man ihn läuten hörte; wann haben Rock und Glocke je einen der-

art zauberhaften Akkord entdecken lassen; wann ward je das Geschaute so zugleich gehört! Und die unübertreffliche Herrlichkeit von Blut und Haut und Atem, die unterm Kleide mystisch mitwandeln, noch mit dem Rauschen der Wolke rauschend zur Melodie des Doppel—Schwengels. Mystisch, unerforschlich der Weg, auf dem solches Element der Anschauung durch ein wundes Hirn zu solcher Kunstvollendung gelangt ist! Der Berichterstatter darf mit rührender Überzeugtheit sagen, diese Proben die einem einzigen Irrenhause entstammen, möchten einen Schluß darauf erlauben, »wie viele verschüttete Beweise des Lichtes, das in der Finsternis scheint, noch in den trüben Verliesen der geistigen Umnachtung, die es gibt, zu finden« wären.

Meine Erkundigung hat ergeben, daß der größte deutsche Dichter, also der im Czernowitzer Irrenhaus lebende Schlosser *Karl Piehowicz* heißt. Wenn auch seine irdische Person, Gott seis geklagt, hierfür nicht in Betracht kommen kann — seinem Genius, der ihre Stelle vertritt, seiner Dichtung gebühren sämtliche Dichterpreise, die Deutschland zu vergeben hat. Denn sie entschädigt für alle Lyrik, die aus Normalhirnen über uns hereinbricht, und sie wiegt alles auf, was eine deutsche Dichterkademie in diesem Fache beherbergt. Ich würde ihm insbesondere den Schillerpreis der Herren Werfel und Unruh verleihen, meinetwegen ohne den Aufschlag durch die Lingner—Werke, deren großmütiges Angebot den Weg weist, den die Kultur vom Idol zum Odol des deutschen Volkes genommen hat, und symbolisch ausdrückt, daß dessen Sprache heute dazu gut sei, sich den Mund auszuspülen! Und demgemäß weiß ich, daß keine der Zeitschriften, die in deutscher Sprache zu erscheinen scheinen, die Gedichte des armen Schlossers nachdrucken wird. Auch von seiner Selbstbiographie, die er, wie ich erfahre, zu schreiben begonnen hat, und auf die ich doch weit gespannter bin als auf die Memoiren eines Bundesfinanzministers, wird kein Aufheben gemacht werden. Aber ich weiß dafür auch, daß, wollte man dieser deutschen Jugend nichts anderes als solche Lyrik zu lesen geben, ein korruptionsfreieres Geschlecht aufwüchse. Denn zwischen dem verdorbenen Wort und der verdorbenen Seele gibt es Belange, von denen sich weder die Schulweisheit noch die Politik etwas träumt. Nun, von der Schmach der Sprache, mit der wir umgeben sind und aus der es keinen Lichtblick gibt als die Hoffnung auf die Negerschmach — vom Tagwerk der Redaktionen zu der Vorstellung zu gelangen, daß in Irrenhäusern solche Andacht verrichtet wird, grenzt an Blasphemie. Und man könnte den Verstand verlieren bei dem Gedanken, daß eben diese der Trost ist: die Schöpfung lebt, da sie sich in die Irrenzelle geflüchtet hat. Wenn Gloster in Lear ihr »zertrümmert Meisterstück« erkennt — hier wahrlich schuf sie aus Trümmern ihr Meisterstück!

* * *

NACHSCHRIFT

Der Aufsatz mußte, wie er gesprochen wurde, wiedergegeben werden trotz der Möglichkeit, daß durch die folgenden Mitteilungen eine Grundlage scheinbar ins Wanken geraten und die Urheberschaft der entdeckten Herrlichkeit problematisch geworden ist. Diese selbst und der Wert ihrer Entdeckung bleiben von dem Zweifel daran unberührt, daß der Geisteskranke ihr Schöpfer sei. Wäre er wirklich nur der Finder und Bewahrer dieser lyrischen Schätze, das geistige Wunder wäre groß genug und der Kontrast, in dem sich die gebrandmarkte Welt der Normen zu den Interessen eines internierten Schlossers befände, wahrlich nicht geringer. Karl P., der diese Gedichte in der Fremdenlegion nur gesammelt und in seinem Gedächtnis bewahrt hätte, wäre

noch immer ein größerer Lyriker als Hainisch und Kernstock, ja selbst als Werfel, der uns zu Ostern das Gedicht vom Gaul geschenkt hat. (Dem man nicht ins Maul schauen soll.) Nicht weniger wunderbar als die erste Version ist also die zweite, mit ihrer Zugabe weiterer Kostbarkeiten, und was mir da mitgeteilt wurde, sei der Reihe nach wiedergegeben.

Cernäuti, 20. II. 28

An den Verlag der Fackel, Wien

... Als ich Herrn Sperber (Uliu) vor einiger Zeit mehrere Gedichte aus unserer Irrenanstalt übergab, tat ich es mit dem Bemerkten, daß ein Kranker ihr Verfasser sei. Herr Sp. war somit im guten Glauben, als er sie Ihnen als Werke eines Irrsinnigen einsandte. Schon nach kurzer Zeit haben sich die Zweifel, die ich gleich anfänglich an der Dichterschaft des Patienten hatte, so sehr verstärkt, daß mir heute eine andere Entstehungsquelle viel wahrscheinlicher dünkt. Der unbekannt geniale Sänger des »Friedhof im Süden« (Anm.: Erst später zugesandt) dürfte ein Soldat der Fremdenlegion in Marokko sein und ist möglicher Weise dort auffindbar. Wenn Sie sich an den Nachforschungen, die wir beginnen wollen, zu beteiligen wünschen, könnten wir hoffen, einen noch ungehobenen und vielleicht der Vergessenheit schon geweihten Schatz noch zu heben und auch einem Dichter einen Teil unserer Dankesschuld zu begleichen.

In diesem Falle werde ich Ihnen gerne das Resultat unserer bisherigen Untersuchungen mitteilen sowie die wundersame Geschichte des Wiedererstehens der Dichtungen.

Dr. Walter Kipper

Storozyneiz, 29. II. 28

An den Verlag der Fackel, Wien

... Karl P., den ich erst vor ungefähr vier Wochen zum ersten Male sah und sprach, macht allerdings den Eindruck eines Menschen, dem solche Gedichte, wie die anfänglich von mir kennengelernten, nur schwer zuzutrauen wären. Er ist vollständig ungebildet und sein intellektueller Habitus entspricht ungefähr demjenigen eines durchschnittlichen Wiener Schlossers. Mangelhafter als bei einem solchen ist seine Fähigkeit, sich in der deutschen Sprache auszudrücken, weil diese bei ihm stark von Bukowinaer Dialektismen und landesüblichen groben Verstößen gegen die Grammatik behaftet ist.

Ich sah Karl P. zum ersten Male anlässlich eines Besuches, den ein Herr Dr. Zaloziecki mit mir Herrn Dr. Kipper in der Irrenanstalt abstattete. Dieser Herr hatte, gleich als er meinen Artikel in der Zeitung las, grundsätzlich und von Haus aus die Möglichkeit bestritten, ein Geisteskranker könnte der Verfasser solcher Gedichte, wie der von mir veröffentlichten, sein. In der Zwischenzeit aber hatte P. wieder eine Anzahl von Gedichten niedergeschrieben, darunter auch die beiden unter den Titeln »Friedhof im Süden« und »Mittag«, die in Abschrift diesem Brief beiliegen. Wenn das zweite noch ganz in der Manier der ersten drei Gedichte, welche Herr K. kennt, gehalten ist, die gleiche keusche Einfachheit und naturnahe Sprachtrunkenheit atmet, also ganz gut einem primitiven Dichter zugeschrieben werden könnte, so setzt die Autorschaft des Ge-

dichtes »Friedhof im Süden« schon unbedingt eine höchst kultivierte Persönlichkeit von erlesenem Sprach— und Formsinn voraus.

So wenigstens für die Herren Dr. Z. und Dr. K. Für mich aber — und hier möge mir verstattet sein, mit einer eigenen Meinung hervortreten — für mich ist es ganz unwesentlich, ob Karl P. wirklich der Autor der von ihm frei aus dem Gedächtnisse oder vielmehr inspirativ niedergeschriebenen Gedichte ist oder nicht. Daß er, der in einer Irrenanstalt internierte ungebildete Schlosser aus Radautz, der die deutsche Sprache nur mangelhaft beherrscht, und die Gedichte in einer Orthographie aufsetzt, die buchstäblich ihre mühselige Entzifferung notwendig macht, uns diese Gedichte als Vermächtnis eines unbekannt genialen Dichters gerettet und übermittelt haben könnte, diese Annahme müßte nur den Glauben an ein noch größeres Wunder in sich schließen in einer Zeit, in der alle zünftigen Wächter und Verweser des deutschen Schrifttums diesen Dichter unentdeckt ließen. Nicht so aber für die erwähnten Herren Ärzte. Bei unserem Besuche wurde Karl P. von Herrn Dr. Z. einem Kreuzverhöre unterzogen, welches folgendes Ergebnis zeitigte: Karl P. ist nicht imstande, einzelne Worte seiner Gedichte, wie z. B. das Wort »Sarkophag« genau zu definieren. Bei der Wiederholung gewisser Angaben über seinen Lebenslauf begeht er Ungenauigkeiten und verwickelt sich in Widersprüche. Auf vielfaches Fragen und Drängen gibt er zu, szt. in Marokko in der Fremdenlegion sich in Gesellschaft einiger Deutscher befunden zu haben, die »mit ihm zusammen Gedichte schrieben«, u. zw. schildert er das Zustandekommen dieser Gedichte auf eine höchst merkwürdige und nicht leicht verständliche Art. Die besagten Fremdenlegionäre hätten ihre freien Stunden damit verbracht, mit einander um die Wette zu dichten, die Gedichte zu feilen und zu verbessern usw. Er könne nun nicht mit Bestimmtheit die Autoren der einzelnen Gedichte identifizieren, nur von einem Gedichte wisse er, daß er es selber verfaßt hätte u. zw. vom Gedichte »Brot«. (Beilage.) Das Gedicht »Junge Tänzerin« schreibt er auf vielfaches Befragen einem gewissen Otto Borger zu, der aus Stuttgart oder Straßburg stamme und dessen letzte Adresse in Marokko er anzugeben weiß. Auch die Adressen der anderen Freunde kann er mitteilen. (Ich habe gleich nach dem Besuch in der Irrenanstalt an die verschiedenen von P. genannten Personen Briefe gerichtet, in denen ich um aufklärende Details sowie um etwa vorhandene Manuskripte bat). P. behauptet, in Radautz ein Heft mit ungefähr 1500 ! Gedichten zu besitzen ...

Als charakteristisch für die Art, in der P. seine Gedichte niederschreibt, sei hier mitgeteilt, daß er nicht jederzeit imstande ist, sich ihrer zu entsinnen, sondern sozusagen einer Eingebung bedarf. Bei der Rezitation der Gedichte (er konnte, als wir ihn besuchten, einzig das Gedicht »Junge Tänzerin« aus dem Gedächtnisse hersagen) verfährt P. so mechanisch und leiernd, daß man den Eindruck gewinnt, einen Schüler der ersten Volksschulklasse vor sich zu haben.

Aus allen diesen Umständen haben die Herren Dr. Z. und Dr. K. nunmehr den Schluß gezogen, P. habe einfach die Gedichte szt., weil er sie oft vordeklamieren hörte, auswendig behalten und sei

selbst überhaupt kein Dichter. Und es gibt gewiß auch andere Details, die ihn sehr wenig vertrauenerweckend erscheinen lassen. Als erste Strophe eines Gedichtes über eine südliche Landschaft steht die Mignon—Strophe »Kennst du das Land, wo die Zitronen blühn«. Ein anderes Gedicht, betitelt »Das Leben eines Fremdenlegionärs« schließt mit der Strophe: »Auf ferner, fremder Aue« etc., ein drittes mit der ersten Strophe des Valentin—Liedes »Da streiten sich die Leut herum« usw. Eine Strophe aus einer Gruppe italienischer Gedichte ist von Schiller (»Prächtiger als wir in unserm Norden«). Kurz, aller Schein spricht für die von den Herren Dr. Z. und Dr. K. gefaßte Meinung. Ich habe alles versucht, um die möglichen Urheber der von P. aufgezeichneten Gedichte zu eruieren. Aber die Gewißheit, daß diese Gedichte, die vielleicht nicht von ihm sind, hundertfach alle jene Erzeugnisse aufwiegen, die in der Apachendämmerung des zeitgenössischen Literaturbetriebes gedeihen, und die ganz bestimmt von jenen Dichtern stammen, unter deren Namen und Marke sie auf den Markt gesetzt werden, hat meinen Standpunkt ganz eindeutig fixiert: Solange sich kein anderer Urheber feststellen läßt, ist Karl Piehowicz für mich die Quelle der wunderbaren Lyrik, die er uns schenkt, und sozusagen der Autor selbst. Dies ist gewiß eine ziemlich naive und allem Scheine nach unhaltbare Ansicht, aber mir erscheint es unglaublich, daß ein Mensch wie P. an diesen Gedichten jemals Interesse gefunden haben und sie sich wortgetreu gemerkt haben könnte, als daß er ihr Autor wäre.

Alfred Sperber

Diese und eine weitere Zuschrift vom 14. März teilen Gedichte mit, die, von Zitaten aus Volksliedern und Skurrilitäten (wie »Bei Gelegenheit der Omnibustariferhöhung«) unterbrochen, von ungleichem Werte sind und von denen hier vorläufig die wunderbaren Verse eines der »Römischen Gedichte« wiedergegeben seien:

Die Zypresse, die Olive,
Pinienwald und Berg und Au
tauchen in das himmlisch—tiefe
flecklose duft'ge Blau.

Um die Wasser, um die Lande,
Näh' und Ferne, weit und breit,
legt der Himmel weitgespannte
Arme der Unendlichkeit.

Und zwei Strophen als Nachtrag. Denn überraschenderweise stellt sich heraus, daß dem Gedicht »Einen Trunk der Liebe«, welches mit dem Abschluß des Verses von den Nachtigallen ein geschlossenes Kunstwerk war, es überhöhend noch die folgende Pracht angegliedert ist:

. Nachtigallen,

die uns über Raum und Zeit
über uns hinaus zu den Gefilden
Gottes wiegen in die Ewigkeit

wo die Engel mit den milden

Mutterhänden unsren Liebesbund
heiligsprechen und in Harfenchören
und von Mund zu Mund
jubeln, daß wir wieder Gott gehören.

Man weiß freilich nicht, ob man mehr den Verlust des tiefen Ruhepunktes nach dem Nachtigallen—Vers beklagen oder für das großartige Auferstehen danken soll in diesem durch zwei Strophen geschlungenen, bis zu Gott emporgeführten Relativsatz. Was immer die Untersuchung der Autorschaft ergeben wird — und ergäbe sie, daß Liebhaber geistiger Werte einen durch Jahrhunderte unbekanntem Dichter gefunden und memoriert haben —, ein größeres Wunder als das Werk selbst kann sie nicht offenbaren, und die Welt der Redaktionen wird beschämt bleiben durch die Tatsache, daß das Irrenhaus, wenn nicht Ursprung, so doch Zuflucht und Hort dieser Schöpfung gewesen ist.

Schober im Liede

*Kein Ort, der Schutz gewähren kann,
Wenn meine Flinte zielt ...*

Aus einem Schubert—Lied,
Text von *Franz Schober*

Wir stehen mitten im Schubertjahr, welches uns unter tausend aparten und nur hier zuständigen Erscheinungen die Form eines »Schubert—Roulard« gebracht hat. Mit dieser Roulade ist aber nicht etwa ein Tonlauf gemeint, auch nicht ein Rollfleisch, sondern eine Schokoladerolle, kurz das, was der Wiener, mit jenem Analphabetismus, der die Fremdwörter wurzt, eben ein »Roulard« nennt, Es ist eine Spezialität, die schon den Fremdenstrom den Kaffeehäusern zulenkt, wo sie dargeboten wird, und auch jeder Einheimische kann sie sich leisten, denn sie ist billiger als die Schubert—Locke, welche zum Preise von 350 Schilling im Dorotheum liegen bleibt. In diesem geweihten Jahr muß noch vor dem unsäglichen Sommer (rette sich wer kann) jeder Wiener sein Scherflein beitragen. So bin auch ich bereit, ein Roulard zu bieten. Außerstande, Sängersleute bei mir zu beherbergen, habe ich mich entschlossen, zwar nicht so sehr den Manen des erlauchten Schöpfers zu Ehren, dessen Andenken auf immer mit den Bestrebungen des Wirtsgeschäfts verbunden bleiben wird, aber zum Ruhme einer noch unter uns wirkenden volkstümlichen Gestalt, der Devise des Jahres zu huldigen und einen Schober—Liederkranz herauszugeben. Das kam so. Der Welt Offenbachs verbunden, fühlte ich mich längst außerstande, dem oft geäußerten Wunsche nach Nestroy—Vorträgen zu entsprechen. Bis eines Tages sämtliche Refrains von Nestroy—Couplets mahrend vor mir aufstanden und jeder wie eine Beißzange den unmittelbar erlebten Zeitinhalt zu fassen schien. »Sich so zu verstell'n, na da g'hört was dazu«; »Man findt's ganz natürlich und kein Hahn kräht danach« und »Dieses G'fühl, ja, da glaubt man, man sinkt in die Erd'« — war es nicht der unüberwindliche Schober, der mich da ansprach, nicht alles mit ihm Erlebte, was da verlangte, zur Strophe zu werden? Und wie die Strophe das Stück

nach sich zog, war auch schon der ganze Zyklus da und es war mir eine rechte Erholung im Kampf, wie ich in diesen den Nestroy, aber auch Offenbach (und Lecocq) sich einmischen sah. Gegen eine Gestalt, die fortwirkend und fortredend alle satirische Gestaltung übertrifft, vor dem österreichischen Phänomen des Schwächlings, den kein geistiger Hohn und keine politische Macht überwindet, gibt es keine Hilfe als die Musik. Die Wirkung dieses musikalischen Hochgerichts, des Spießrutenlaufs durch diese Refrains, war nicht nur in Wien ungeheuer, und in einem Staatswesen, das nicht durch seinen Gestank immunisiert ist, hätte sie hingereicht, ein Schock Polizeipräsidenten zur Strecke zu bringen. Hierzulande kann man halt nichts machen — als im Schubertjahr Schobers Liederkranz herauszugeben.

»Die Großherzogin von Gerolstein«:

(Ha piff paff puft tatarapapapum
Ich bin der Held General Bumbum)



Bumbum

Einst wird man von meinen Siegen sagen,
Denn das ist mein Programm:
Energisch und maßvoll in Julitagen
Hau ich alles z'samm.
Ich geh los auf die Wiener mit Karabiner
Und rette den Staat
Und nacher gebrauch ich, korschamerdiener,
Ein Rückertzitat.
Und nacher gebrauch ich, korschamerdiener,
Ein Rückertzitat.
[: Ha Rückert euch, zur Monarchie zurück
ich bin der Hort der Republik! :]

Chor

[: Ha Rückert marsch, zur Monarchie zurück
Er ist der Hort der Republik! :]
Hoch die Monarchie! Hoch der Hort der Republik!

»Blaubart«:

(Höfling muß mit krummem Rücken
immer sich noch tiefer bücken.)



Graf Oskar

Alles eher als ein Lober,
Hab ich manches Wort gewagt.
Wie Sie wissen, hat Herr Schober
Mich bis heute nicht geklagt.
Man zwingt ihn diesbezüglich nicht!
Wenn der Schuh ihn [[: noch so drückert :]]
Schiebt er lieber [[: vor den Rückert :]]
Mich jedoch zitiert er nicht:
Nämlich vors Bezirksgericht.

Chor

Wenn der Schuh ihn [[: noch so drückert :]]
Schiebt der Schober [[: vor den Rückert :]]
Doch bekanntlich sagt auch Rückert:
Klagen wär' die erste Pflicht,
Wenn man sich nicht lieber drückert
Vorm Bezirksgericht.

»Madame l'Archiduc«:

(»Original«—Entree)



Erzherzog und Chor

Ein Original — da geb' ich mein Ehrenwort
Und sag' nix als Vater Radetzky schau ober —
Ist unser republikanischer Hort,
Man weiß schon, der diesbezügliche Schober.
Er ist nicht von der Stelle zu bringen,
Wo er die Ordnung stets muß verteidigen;
Und es wird zwar der Polizei gelingen —
Aber mir nicht, ihn zu beleidigen.
Er klagt mich beim Gewerbeverein,
Und da beschleicht mich fürwahr kein Bangen.
Ich hab's mit den Autodieben gemein,
Daß man mich bis heute noch nicht gefangen.
Original, Original, Original, Original, ah ...
[: Original, Original,
Was ist er doch für ein Original,
Ein jedes Wort von ihm ist banal,
Doch der Hort (als ganzer) ein Original! :]

»Pariser Leben«:

(Ich möchte ins Theater gehen)



Gondremark

Ist es denn wahr, man hat gesagt,
Der Chef der Sicherheit von Wien
Hat einen Autor nicht geklagt,
Der ihn der Felonie gezieh.

Joseph

Die Polizei, sie hat verzieh
Und ließ verzieh den Klagstermin.

Gondremark

Ists möglich, daß der Chef dann bleibt?

Joseph

Weil schön von ihm die Zeitung schreibt.

Baronin

Ich möchte gern zum Schober gehn,
Der mir schon manch Zitat geschenkt.
Mit eignen Augen möcht' ich sehn,
Wie er die Autodiebe fängt.

Joseph

Es heißt, daß er von denen hat
Schon einen Knopf und ein Zitat.

Baronin

Wie lautet das Zitat denn nur?

Joseph

Errötend folgt er ihrer Spur.

(Ich stürz mich in den Strudel, Strudel 'nein)



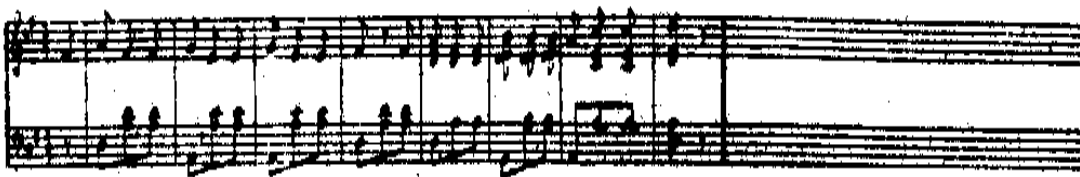
Gondremark

Ich kenne eine Ordnungsstütze,
Man rühmt ihm nach, daß er den Staat
Sowohl durch manche Tat beschütze
Als früh und spät durch ein Zitat.
Er glänzt als Hort, der uns verteidigt,
Im täglich selbstgeschaffnen Schein.
Allein, wenn man ihn hat beleidigt,
Geht er vor den Gewerbsverein.
Vor einem andern Forum — bitte nein,
Da läßt er diesbezüglich sich nicht ein.
Denn da hätt' er ja doch nur Schererein,
Nein, in den Strudel stürzt er sich nicht 'nein!

Chor

Vor einem andern Forum — bitte nein,
Da läßt er diesbezüglich sich nicht ein.
Denn da hätt' er ja doch nur schwere Schererein,
Nein, in den Strudel stützt er sich nicht 'nein!

(Tirolienne)



Gabriele

Vater Radetzky, schau ober,
Jetzt machst erst dein Glück:
In deinem Lager ist Schober
Hort der Republik.

*

Es soll Mittel jetzt geben,
Zu hohem Alter zu gelangen.
Am End wird man's erleben,
Daß s' die Autodieb fangen,

*

Ich und der Schober — nichts störe,
Wie wir uns vertragen.
Mir gehts gut und, auf Ehre,
Auch er kann nicht klagen.

*

's Bezirksgricht er mied.
Dennoch wusch er sich rein:
Er ist Ehrenmitglied
Vom Gewerbeverein.

»Angot«:

(War das wohl wert, um solchen Lohn
Zu stürzen einen alten Thron?)



Clairette und Chor

Die Sehnsucht nach jenem angestammten
Herrscherhaus macht mir die Sinne vergehn.
Dazu seh' ich die Konzeptsbeamten
Voll und ganz hinter Schober stehn.
Die diesbezüglichen Musterknaben,
Sie protestierten brav gegen mich,
Beziehungsweise hieramts sie haben

Gezogen einen Trennungsstrich.
[: Denn wir Elemente sind täglich frecher,
Drum keine Milde für Juliverbrecher,
Betreffend jedoch gute Sitten und Fleiß
Tunlichst Gnade für Sandor Weiß! :]

Ich sprech's einmal aus in kurzen Sätzen,
Ich sag' es einmal mit einem Wort:
Monarchist könnt' ich werden, hätt' ich zu schätzen
Die Republik hier nach ihrem Hort.
Was sich in jenem Juli begeben,
Energisch und doch maßvoll fürwahr,
Das konnte man niemals zuvor doch erleben
Unter dem glorreichen Doppelaar.
[: Kaum aber war das Blut versickert,
Da ging einer hin und zitierte Rückert.
Ich kenn ihn persönlich, ich hatte das Glück
Und vertraute dem Horte der Republik! :]

Die Freiheit lebt nur von ihrem Scheine
In dieser umgewendeten Welt
Ich habe die Freiheit, die ich meine,
Mir wesentlich anders vorgestellt.
Die Kritik zu verhindern, ist jene wie diese
Gewalt vorhanden, ob Staat, ob Partei;
Unterdrückung ist ihre Devise,
Geblieden ist uns nur die Polizei.
[: Heute spielt jeder Büttel den König,
Es lohnte sich wenig, es lohnte sich wenig,
Daß man die alte Herrschaft vertrieb,
Wenn *die* Polizei uns erhalten blieb! :]

»Judith und Holofernes«:

(Unsre Leut' sind gar g'scheit)

Joab

Angriffe von allen Seiten — wann ist man endlich gewillt,
Zuzugeben, daß er immer nur seine Pflicht hat erfüllt.
Man darf doch, was da g'schehn ist, nicht übertreiben,
Und wer am Ring spazieren ging, hat sich's selbst zuzuschreiben.
Und bezüglich der Begünstigung ist er ein reiner Tor;
Konkrete amtliche Anzeigen lagen nicht vor.
Was will ich denn haben? Er erfüllt seine Pflicht,
No und zur Klage zwingen kann ich ihn nicht.
[: Die Polizei is gar gscheit
Sie sorgt für Sicherheit,
Hat aufs Bezirksgericht ka Schneid :]

(Man findts ganz natürlich und kein Hahn kräht danach)

Joab

Doch auch heut' gibt's noch Wunder, mein Glaube ist stark,
Und speziell ein Erlebnis ging mir bis ans Mark.
Also bezüglich des Bekessy — und wer er denn sei
Das war hieramts bekannt bei der Staatspolizei.

Sie gab ein Attest;
Daß er erpreßt.

Doch es gibt ein Zitat: heute rot, morgen tot,
Die Polizei wurde selbst vom Erpresser bedroht.
Er klopft etwas ungestüm an das Tor —
So attestiert sie ihm halt: 's liegt nix gegen ihn vor.
Also das nenn' ich ein Wunder, da verlier' ich die Sprach' —
[: Aber ich krieg' sie gleich wieder und ich krähe danach! :]

In der biblischen Geschichte, das weiß jedes Kind,
Kommt's oft vor, daß ein Stummer die Sprache gewinnt.
Da holt er alles nach und er redt wie zu Fleiß,
Und alle zerspringen, auf die er was weiß.

Das hat man unerhört
Für ein Wunder erklärt.

Heutzutag is' verkehrt, da könnt ich viel drüber sagen.
Denn ich hab' manchem Schwätzer die Rede verschlagen.
Mit Schmus, mit Zitaten, mit ein'm Kommuniké
War er g'schwind bei der Hand, was dran wahr is, wissen S' eh.
Jetzt verstummt er — und man wundert sich schon allgemein:
[: Wenn er schweigt — da muß doch etwas Wahres dran sein! :]

»Tritschtratsch«

(Einlage aus »Die Papiere des Teufels«):

(Dieses G'fühl — ja da glaubt man, man sinkt in die Erd')

Tratschmiedl

Einst kam mir der Einfall — na ich fiel halt herein —:
Es könnt einer helfen, Wien von der Pest zu befrein.
Ich ging zu ihm hinauf, nicht ohne Zweifel und Bangen;
Doch ich wurde mit offenen Armen empfangen.
Alles wolle er machen, bloß hat er gebeten —
Sie verstehn doch — also persönlich hervor nicht zu treten.
Und er machte auch alles, nur grade verkehrt —
[: Dieses G'fühl — ja da glaubt man, man sinkt in die Erd! :]

Es geht wie am Schnürl, 's folgt Einspirrn auf Mord,
Denn die Republik, die hat halt ihren Hort.
Ehrenzeichen, Zitate, und dann Lug und Trug,
Doch bezüglich der Pflichten war's noch lang' nicht genug.
Jetzt wollte man zeigen, wie auch das Gericht
Erfüllt gegenüber der Ordnung die Pflicht.
Aber die Geschwornen, die haben sich anders bewährt!

[: Dieses G'fühl — ja da glaubt man, man sinkt in die Erd' ... :]

Sooft der Briefträger ins Haus kommt, mach ich ein lang's G'sicht':
Noch immer nicht — noch immer keine Vorladung zu G'richt!
Ich glaub's alleweil nicht, was is das für eine G'schicht',
Dort wo man nur Pflicht kennt, wär das doch eine Pflicht!
Man legt doch G'wicht auf die Ehre und aufs richtige Licht —
Ja es hat zwar den Anschein, aber nein, es scheint nicht.
Am End' bin ich der Blamierte und die G'schicht' ls verjährt —
[: Dieses G'fühl — ja da sink ich bestimmt in die Erd'! :]

»Das Notwendige und das Überflüssige«

(Einlage aus »Die Papiere des Teufels«):

(Das ist wohl nur Chimäre, aber mich unterhalt's)

Faden

Laut hab ich von Lüge geredet und auch
Von Felonie und von Fälschung und auch Amtsmißbrauch.
Da werd' ich wohl beweisen müssen, was ich gesagt,
Und zu diesem Behufe werd' ich bald angeklagt.
Ja da gibts doch kein Zweifel, das leuchtet doch ein,
Da diesbezüglich sonst dran etwas Wahres könnt sein.
Und ich wart', daß was g'schieht seitens des Staatsanwalts —
[: Das ist wohl nur Chimäre, aber mich unterhalts! :]

»Der Zerrissene«:

(Sich so zu verstell'n, na da g'hört was dazu)

Hr. v. Lips

Es gibt einen Träger der Würde im Staat,
Läßt er Blut fließen, hat er ein Rückertzitat.
Ich hab' nie in ein Aug g'schaut das so blau und so treu —
Geht man von ihm weg, geht er zur Gegenpartei.
Konnivent schlichtet alles er diesbezüglich.
Der Schein wär' schon schön, aber er reimt sich auf trüglich.
Ich hab mit ihm lang wegen eines Schufts unterhandelt,
Aber heimlich hat er halt mit ihm angebandelt.
Er versprach alles und machte das Gegenteil im Nu —
Sich so zu verstell'n, na da g'hört was dazu!

(So gibt es halt allerhand Leut auf der Welt)

Hr. v. Lips

Am 15. Juli ist in Wien Blut geflossen
Und zwischen Geschossen sind Autos vorbeigeschossen.
Da hat mancher aus Mitleid kurzen Prozeß halt gemacht
Und mit'n Auto ins Spital die Verwundeten bracht.

Als Erpresser wandert er in den Arrest,
Aus dem grad den Sandor Weiß man entläßt,
Denn statt ihn allweil zum Zahnarzt zu führen,
Is's g'scheiter, man tut ihn gleich ganz amnestieren.
Keine Milde für den, der ein Auto anhält!
So gibt es halt allerhand Erpresser auf der Welt.

Wenn der Castiglioni zurückkehrt, da gibts eine Hetz
Mit der Autorität von Recht und Gesetz.
Selbst als Zeuge zu erscheinen er niemals geruht.
Ja, er kommt schon nach Wien, aber auf die Opernredoute.
Ein armer Teufel kehrt kürzlich zurück in sein Haus,
Er versteckt sich, die Polizei gräbt aus'm Erdloch ihn aus.
Sein Sohn lag im Sterben, er wollt ihn sehn noch als Toten —
Ja aber die Rückkehr, die war ihm verboten.
Der eine hat a Vorstraf', der andere noch nicht.
So gibt es halt allerhand Heimkehrer fürs G'richt.

Als ich bei Herrn Schober im Amte erschien,
War daneben beim Pollak schon der Bekessy drin.
Wir waren beide Partei'n und ich sag heute offen,
Auf ein Haar wär'n wir nachher zusammengetroffen.
Man hat dort oft unerwartet die Ehr' —
Kein Wunder, sehr stark ist der Parteienverkehr,
Und die Polizei steht bekanntlich über den Parteien,
Da darf man nicht fragen, was sonst sie noch seien.
Einmal hat sich der Bosel mir dort vorgestellt ...
So gibt es halt allerhand Partei'n auf der Welt.

Am 15. Juli, da die Ordnung sie schufen,
Fiel's vielen Elementen ein, ein Pfui! auszurufen.
Sie haben sich in der Erregung verschnappt,
Doch das nutzt nix, man hat auf frischer Tat sie ertappt.
Was jene in der Hitze des Juli gesagt,
Hab im eiskalten Jänner ich planvoll gewagt.
Und nun wart' ich und warte, daß etwas geschicht,
Doch die Hand der Gerechtigkeit rührt sich halt nicht.
Und jetzt sind sechs Wochen doch bald schon vorbei
Ja ich bin halt kein Element für die Polizei!

»Eine Wohnung zu vermieten«:

(Ja Spaziergäng' zu machen, das is eine Pracht,
Wenn man so den stillen Beobachter macht)

Gundelhuber

Wie ich im Juli, ich denks noch, spazieren so ging,
Geh ich, ohne gewarnt zu sein, über den Ring.
Da hör ich — das Herz steht mir heute noch still —
Ein wildes Gewehrfeuer und Schlachtengebrüll.
Wer lebend nachhauskam, ja der hatte halt Glück,
Und er dankt es dem Horte der Republik.

Denn der sorgt für uns alle, ob früh oder spat,
Mit Waffen und Worten, mit Tat und Zitat
Energisch, doch maßvoll, daß nur alles so kracht.
[: Diese stille Beobachtung hab ich gemacht. :]

Da hat einer, so hör ich, von einer Behörde gesagt:
Sie hat gefälscht und gelogen — aber sie hat nicht geklagt.
Auch bezüglich des Amtsmißbrauchs, den sie getrieben,
Ist bis heute die Antwort sie schuldig geblieben.
Denn energisch, man weiß ja, vollzog sich der Mord,
Aber man ist halt zu maßvoll für ein Sterbenswort.
Der Chef hat zwar g'sagt, er läßt manchmal sich ein,
Daß man nicht glaubt, 's könnt' diesbezüglich was Wahres dran sein.
Also was is denn? — Er redt nix! — Ja, ich habs gleich mir gedacht.
[: Daß er lieber den stillen Beobachter macht! :]

(Da ließ sich viel sagen)

Gundelhuber

In Wien, da wird halt viel geschwätzt und viel geschwiegen,
Und die, die nicht belogen wern, die leben halt vom Lügen,
Die einen reißen s Maul auf, während die andern halt nicht mucken,
Und was die einen schmieren, kriegen die andern halt zu schlucken.
Gegen Schmierer, Schwätzer, Lügner tät ich schon manches wagen
[: No und was das Schweigen betrifft, da hätt ich, was zu sagen! :]

Die Leute, die ich umgebracht hab, leben frisch und munter,
Da kann man halt nix machen, denn der Wiener geht nicht unter.
's schnupft einem in der Nasen was, helf Gott, man hat den
[Strauchen,
Und was die Ehre anbelangt, wer'n wir kein'n Richter brauchen.
Man geht bald wieder aus und man wird Habe die Ehre sagen
[: Und fragt man einen, wie's ihm geht, sagt er: danke, kann nicht
[klagen! :]

(Schlußgesang von den Parteien)

Gundelhuber

Wenn ich der Hausherr vom Schottenring wär,
Dächt ich nicht diesbezüglich: viel Feinde, viel Ehr.
Ich trieb mit der Wahrheit nicht weiter mein Spiel,
Welche keiner bekanntlich beherbergen will.
Ich ging' zu Gericht, nähm' für meine Ehre Partei —
[: Oder ich zög' ohne Zögern aus der Polizei! :]

»Der Talisman«:

(Die Zeit ändert viel)

Titus

Zwischen Juli und Jänner hab ich ein Pfui! ausgerufen,
Das war hörbar und drang zu der Gerichtsbarkeit Stufen.
Doch bis heute is diesbezüglich nix g'schehn:
Die Zeit, die viel ändert, ließ den Tatbestand stehn.

Nicht viel Zeit is jetzt mehr, nur noch wenige Tage
Sind Zeit zu der unerläßlichen Klage
Gegen das, was dort droben der Schober gehört.
Nachher is es verjährt.

(Da hab ich schon g'nur)

Titus

Ich bin halt ein Nörgler, denn ich bin halt kein Lober:
Nicht besser als der Bekessy g'fällt mir der Schober.
Denn dieser hat jenem die Mauer gemacht
Und die ist dennoch zusammengekracht.
Hinaus aus Wien mit dem Schuft! rief ich in einer Tour.
Und hab no net g'nur!

»Lumpazivagabundus«:

(Die Welt steht auf kein Fall mehr lang, lang, lang, lang)

Knieriem

Die Fixstern', sag'n s', sind allweil auf ei'm Fleck,
's is erlog'n, beim Tag sind s' alle weg;
's bringt jetzt der allerbeste Astronom
Kein' saubre Sonnenfinsternis mehr z'samm';
Die Venus kriegt auch ganz eine andre G'stalt,
Wer kann davor, sie wird halt a schon alt.
Aber wenn auch ob'n schon alles kracht,
Herunt' is was, was mir noch Hoffnung macht.

Ich kann mich diesbezüglich nicht fassen vor Glück,
Denn wir haben ja und wir behalten den Hort der Republik.
Wir leben in Ruhe und in Ordnung seit den Julitagen,
Ich bin es zufrieden, und auch er kann nicht klagen.
Manchen Pfuirufer zu fassen ihm gelang —
Nur bezüglich der Autodiebe warten wir noch auf den Fang, Fang, Fang,
Ja da warten wir noch auf den Fang, Fang, Fang, Fang.

Die Astronomen tun den Schober oben
Als einen Fixstern erster Größe loben.
Daß er befestigt sei, ich grad vernahm.
Wie Kastor hängt er mit dem Pollak z'samm.

Er schickt zwar Demissionsg'such' eins nach'm andern weg,
Aber es nutzt halt nix und er kommt nicht vom Fleck.
Ich glaub, ich muß am End' noch selber beten,
Daß er mich nicht auffordert, abzutreten.

Doch ich hab stark den Eindruck, daß er mir verzieh
Den Vorwurf der Fälschung und der Felonie.
Ja, da kann man nix machen, er erfüllt seine Pflicht,
Er macht alles, nur bitte, zu Gericht geht er nicht.
Ich hab' mir's ein'bildt, jedoch auf den Gang
Da wart, ich noch lang lang lang lang lang lang lang lang lang
Da wart ich noch lang lang lang lang lang lang lang lang.

Das Land, dem anzugehören man die Ehre hat

Ich ersuche Sie, sich mit dem nötigen Ernst der Sache zu widmen. Gestern mußte ich schon Ihre Bemerkung »in einem Lande wie Österreich« rügen. Ich kann nicht dulden, daß *ein Land, dem anzugehören ich die Ehre habe*, beleidigt werde.

Der Vorsitzende im Prozeß
der Industriebank

Landesgerichtsrat *Schedy* (Strafbezirksgericht I): *Wenn man sich jemanden aufzwickt* auf der Kärntnerstraße, so was kommt ja vor, so muß man doch auch bezahlen. — *Edi*: Mein Freund hat gesagt, *es wird nichts kosten*. — Richter: Haben Sie geglaubt, *es wird ganz umsonst sein*? Das Mädchen wird sich damit begnügen, daß Sie das Hotelzimmer zahlen? — *Edi*: Ich hab auf neun Schilling gerechnet. — Richter: Sie sagt, Sie haben ihr nur vier Schilling gegeben, das war ihr zu wenig, deswegen ist sie weggegangen und Sie haben sie aus Zorn angezeigt, daß sie Ihnen neun Schilling weggenommen habe. — *Edi*: Das ist nicht wahr. Zwanzig Schilling hab ich bei mir gehabt, elf Schilling hab ich fürs Zimmer gezahlt, und die restlichen neun hat sie genommen und *hat sich nicht ausziehen wollen*. Richter (zur Angeklagten): Wiederholen Sie ihre Angaben. — Angekl. (ein hübsches junges Mädchen): Der Herr hat mir vier Schilling gegeben, darauf hab ich mich nicht eingelassen. Da hat er gesagt, ich soll bis in der Früh bleiben, dann gibt er mir die restlichen fünf Schilling, mehr Geld hat er nicht. Ich hab ihm gesagt, wenn er kein Geld hat, soll er nicht gerade die Kärntnerstraße aufsuchen. Darauf ist er rabiät geworden und hat die vier Schilling zurückverlangt. Weil ich ihm das Geld nicht zurückgegeben hab, ist er zur Polizei gerannt und hat angegeben, ich hab ihm die fünf Schilling aus der Westentasche genommen. (Weinend:) Herr Richter, ich hab noch nie einen Diebstahl begangen und hab doch so oft Gelegenheit dazu. *Bei der Polizei haben sie nur mich visitiert* und dem Herrn neun Schilling zurückgegeben, so daß ich

noch fünf Schilling von meinem eigenen Geld daraufgezahlt hab'. Wenn s' den Herrn visitiert hätten, wie ich's verlangt hab, hätte man die fünf Schilling bei ihm gefunden, aber *uns Mädeln glaubt man überhaupt nichts*. — Staatsanwaltschaftlicher Funktionär (zum Zeugen Edi): *Sagen Sie mir, warum ist es zu nichts gekommen, Sie waren doch schon ausgezogen?* — Edi: Weil ich gesagt habe, ich hab nur mehr neun Schilling bei mir, *und sie hat gesagt, dafür macht sie's nicht*. — Staatsanwaltschaftlicher Funktionär: Wenn Sie in ein Hotel gehen und das Mädchen hätte Ihnen die neun Schilling wirklich genommen, so hätte es Ihnen auch die Gegenleistung geboten, ich trete von der Anklage zurück. — Die wegen Diebstahls angeklagte 20jährige Prostituierte Erna O. wurde hierauf freigesprochen.

*

»Zehn Gebote für Opernredoutebesucher«
Veröffentlicht von den Wiener Neuesten Nachrichten

1. Die Opernredoute ist ein künstlerisches und gesellschaftliches Ereignis, das *die Aufmerksamkeit der ganzen Welt auf sich ziehen soll, dazu muß jeder Besucher beitragen*.
2. *Jeder einzelne repräsentiert Wien!*
3. Jeder Herr erscheint *deshalb* nur in Frack und weißer Krawatte, *weil dies selbstverständlich ist*.
4. Jede Dame in Balltoilette mit Gesichtsmaske, *die letztere* darf vor ein Uhr *nicht abgelegt werden*.
5. Jeder Besucher, *sowohl Herr als auch Dame*, muß eine Eintrittskarte haben.
6. Der Maskenzwang gilt auch für Logen und Galerieplätze.
7. Die Logen— und Galeriekarten berechtigen nicht zum Besuch der Redoute, *dazu berechtigt* einzig und allein die Eintrittskarte.
8. Getanzt darf nur dort werden, wo eine Kapelle Tanzmusik spielt.
9. Vor der Abwicklung des Festprogrammes soll nicht getanzt werden, *damit die Zirkulation nicht gestört wird* und alle die besonderen Sehenswürdigkeiten der Veranstaltung genießen können.
10. Dem festlichen Einzug, den die Künstler des Burg— und Operntheaters eröffnen, sollen sich alle Gäste *anschließen*, aber *sich nicht* in die Kostümgruppen *eindrängen*.

*

— — Bei der »Tragöser Quadrill« stehen sich die Paare gegenüber, die Blechmusik spielt und man singt dazu das Lied:

Mit dem Kopf z'samm,
Mit dem Arsch z'samm.

*

Verteidiger: Sind Ihnen unter der Menge auch viele Frauen aufgefallen? — Zeuge Oberkommissär Franz Schuster: Es waren schon *einige Dämchen von Hernals* unter ihnen, aber mit denen war

überhaupt nicht zu reden, die haben sich wie rasend gebärdet. — Zeuge Oberkommissär Franz Grill: *Wir haben tüchtig in die Demonstranten hineingefeuert.*

*

Die Angeklagte Stephanie Ae. sagt: Ich geb' nur zu, daß ich geschimpft hab, alles andre, was in der Anklage steht, ist nicht wahr. Vors.: Bei ihrem ersten Verhör auf der Polizei und auch beim Untersuchungsrichter haben Sie viel mehr zugegeben. Sie sollen nicht nur geschimpft, sondern die Menge aufgehetzt haben und einmal sogar, allen voran, zur Wachstube gestürmt sein. — Angekl.: Auf der Polizei hab' ich schon mehr zugegeben, das ist wahr. Aber ich hab es nur getan, weil man mich dort bedroht und mich Hure und Schlampen geschimpft hat. — Verteidiger: Was ist ihnen noch auf der Polizei widerfahren? Angekl.: Ein Polizist hat mich einmal *mit dem Fuß getreten*. Sooft sie mich in der Zelle liegen gesehen haben, haben sie geschrien: »*Da liegt sie, die Hure, der Schlampen!* Die wird schauen, wenn sie ihre zwanzig Jahr kriegt.«

*

Während einer Verhandlung des Landesgerichtsrates *Jellinek* im Strafbezirksgericht I erscheint der Saalaufseher: »Eine Vorführung, Herr Rat.« Der Richter unterbricht die Verhandlung: »Treten Sie einen Augenblick zurück, *in einer Minute bin ich fertig.*« Der Justizwachebeamte führt ein *achtzehnjähriges Mädchen vor, das den Richter mit vorgequollenen Augen angstvoll ansieht*. Am 11. Februar hat sie wegen verbotener Rückkehr vierzehn Tage Arrest bekommen; wegen eines Tobsuchtsanfalles wurde sie dem Steinhof übergeben. Von dort ist sie vor einigen Tagen durch einen Wachmann an die Stadtgrenze zwischen *Zentralfriedhof* und *Schwechat* gebracht worden. Dort hat sie der Wachmann *stehengelassen* und das Mädchel ist selbstverständlich wieder in die Stadt zurück. Am nächsten Tage saß sie schon wieder im Arrest, aus dem sie jetzt wieder wegen verbotener Rückkehr vor den Richter geführt wird.

Richter: Warum sind Sie zurückgekommen? — Leopoldini: *Was soll ich beim Zentralfriedhof anfangen, ich muß doch zurückkommen.* — Richter: Nein, das dürfen Sie eben nicht, *drei Wochen Arrest!* Einverstanden? — Leopoldine: Ja.

Richter: *Erlodigt.* (Zu den Parteien): Bitte wieder vorzutreten!

*

Ein *siebzigjähriger* Pensionist steht zitternd vor dem ganz jungen Bezirksrichter *Langer* des Strafbezirksgerichtes Favoriten. Er ist angeklagt, weil er seiner *Lebensgefährtin*, die aus Wien abgeschafft ist, hie und da *Unterschlupf* gewährt hat.

Angekl.: Sie hat ja nicht mehr bei mir gewohnt, sie hat im Hotel gewohnt, sie hat mich *nur hie und da besucht*. Ich hab sie nicht

bei mir schlafen lassen, weil ich Angst vor der Anzeige gehabt hab. Was soll ich aber machen, wenn sie um Geld zu mir kommt?
Richter: *Dann werfen Sie sie hinaus, wenn sie wieder kommt!*
Angekl.: *Ich bin bestraft genug, wenn ich auf meine alten Tage allein dastehen muß.* Sie ist gekommen, hat sich etwas geholt und ist wieder gegangen. *Bitte, bitte, Herr Richter, lassen Sie doch erheben, daß sie im Hotel Zwenz im 2. Bezirk gewohnt hat.* — Richter: *Das glaub ich nicht, da hätt' die Polizei sie schon geholt.*
... Fünfzehn Schilling Geldstrafe ... »Schmeißen Sie sie das nächste Mal heraus, wenn sie kommt!«

*

Die erste polizeiliche Untersuchung

Die Hausleute zeigen an, »daß sie die Kleine mit einem eingerissenen Ohrläppchen gesehen haben, daß die Kleine fast nie ins Freie kommt und viel allein eingesperrt ist. — — Nachbarleute hören das Kind weinen. Es weist blaue Flecke auf, und die Anzeige wurde erstattet.«

Befund

Mathilde Stodolak, 14. Jänner 1923 geboren, in Wien zuständig, 18., Lacknergasse 25 wohnhaft, die *angeblich* von ihrem Stiefvater Johann Halaska mißhandelt wurde, zeigt bei der heutigen Untersuchung *mehrfache Blutaustritte in die weißen Augenhäute* (Sklera) beider Augen, wie solche auch nach heftigem Husten bei Kindern vorkommen können. Am *Nasenrücken*, nahe der Nasenwurzel, findet sich eine beiläufig *schillinggroße, blaugrüne, ältere Blutunterlaufung*, die von einem Schlag mit einem harten Gegenstand herrühren, *aber auch* durch Auffallen auf einen solchen entstanden sein kann. Das Kind ist *gut genährt* und *gut gepflegt*.
5. Oktober 1927. *Der Polizeiarzt.*

Die zweite polizeiliche Untersuchung

3. November 1927. Auf vertrauliche Weise wird mitgeteilt, daß die Tochter des Hausbesorgers Halaska ... von ihrem Stiefvater in arger Weise mißhandelt wird. Im Sommer wurden einige Male Hilferufe vom Kinde vernommen. Es soll fast immer eingesperrt und *schon so schwach sein, daß es sich nicht mehr auf den Füßen halten kann.*

Befund

Mathilde Stodolak ... zeigt am *Gesäß* und am unteren Teil der *Hüfte* mehrere lineare Kratzer, die durch einen Pracker hervorgerufen sein können. Eine *Überschreitung des Züchtigungsrechtes ist nicht festzustellen*, und es ist entsprechend genährt, *unter dem linken Auge* ist eine abgeblaßte Rötung, *nach Angabe des Kindes* von einem *Anstoßen am Tisch*. Das Kind ist auch rein.

Die dritte polizeiliche Untersuchung

10. Dezember 1927. Auf vertraulichem Wege wird mitgeteilt, daß das Kind des Hausbesorgerpaares *H. voll Blut im Gesicht* ist, und daß eine Kindesmißhandlung vorliegen dürfte.

Befund

— — zeigt eine ältere blaue Unterlaufung des linken Auges und minimale Kratzeffekte am Nacken und im Gesicht ... Die beschriebenen Verletzungsfolgen am Gesicht und Nacken des Mädchens können sowohl von einer Mißhandlung oder, wie die Mutter behauptet, von einem Sturz herrühren. Sie sind als leichte zu qualifizieren.

Die vierte polizeiliche Untersuchung

... Das Kind soll seit einigen Monaten körperlich total herabgekommen sein und schlecht aussehen. Man höre das Kind öfter in der Nacht schreien, so daß die Parteien annehmen müssen, das Kind werde geprügelt. Die Parteien bitten die Behörden um ihr Einschreiten.

Befund

»Keine Zeichen einer stattgehabten Mißhandlung. Es ist ein außerordentlich zartes Kind von entsprechendem Ernährungszustand.«

Über den Ernährungszustand des Kindes gibt das letzte Dokument Auskunft, das Gesundheitsblatt des Jugendamtes. Das Kind hatte folgendes Gewicht:

Am 31. Oktober 1927 16.4 Kilogramm.

Am 21. November 1927 16.9 Kilogramm.

Am 14. Dezember 1927 16.2 Kilogramm.

Am 22. Februar 1928 16 Kilogramm (mit Gips, trägt links Gipsverband).

Am 14. März 1928 16 Kilogramm (Bemerkung des Jugendarztes: *Sehr mager*, Pflegezustand Nr. 3).

24. April 1928: Mathilde S. tot aufgefunden.

Die es sich leicht machen, weisen auf die Polizei hin. Ja, bei ihr liefen Anzeigen über die Mißhandlungen der kleinen Mathilde ein. *Sie tat aber, was sie tun konnte*: sie sandte einen Polizeiarzt in die Wohnung, der, zum Unglück für das Kind, gerade an einem Tag kam, an dem es ausnahmsweise keine Prügel erhalten hatte.

Reichspost, 27. April

*

Nebeneinander im Neuen Wiener Journal

(Weihnachten bei der Polizeidirektion.) In Gegenwart des Bundeskanzlers Dr. Seipel, des Vizekanzlers Hartleb und vieler anderer hervorragender Persönlichkeiten wurde gestern nachmittag vom Polizeipräsidenten Bundeskanzler a. D. Schober und seiner Gemahlin die Weihnachtsbeteiligung an die erste Hälfte

(Die Begnadigung des Alexander Weiß.) Im Präsidium des Landesgerichtes langte gestern der Gnadenakt des Bundespräsidenten ein, womit dreißig Sträflingen, darunter dem Alexander Weiß, der Rest der Freiheitsstrafe nachgelassen wird ... Die Begnadigten wurden gestern nachmittag aus der Haft entlassen.

der rund tausend Kinder vorgenommen, die sämtlichen Kategorien der Polizeibeamten entnommen sind. Ein mächtiger Christbaum erhob sich im Festsaal der Schwarzenberg—Kaserne. Eröffnet wurde die Feier mit der Ouvertüre zur Oper »Oberon«, die das Orchester der Sicherheitswache vortrug. Dann sprachen zwei Kinder poetische Weihnachtsgrüße, worauf der Gesangverein der Wiener Sicherheitswachebeamten gemütvoll *und innig* »Stille Nacht« sang. Polizeipräsident Schober richtete nun an die Kinder und an die Erwachsenen eine längere Ansprache. »Das verflossene Jahr hat vielen unter uns bitteres Leid gebracht,« sagte der Präsident. »Vielen, darunter auch mir, große Seelenpein. Gott, der in aller Herzen blickt, weiß, daß wir alle reinen Herzens sind, daß wir auf unsere Treue und Hingabe zurückblicken dürfen. Der Bund, der die Polizei miteinander verknüpft, ist durch dieses Jahr nur noch fester geworden. Treue ist kein leerer Wahn. Wir haben sie dem Staat und uns gegenseitig aufs neue gewährleistet. In der Treue liegt auch das beste Unterpfand für eine schönere Zukunft für Staat und Volk.« In diesem Sinne wünschte der Polizeipräsident allen glückliche Weihnachten. Im Namen der Kinder der Polizisten dankte dann Vizepräsident Doktor Pamer dem Polizeipräsidenten und seiner Gemahlin für die Fürsorge in herzlichsten Worten.

Die Begnadigung des Alexander Weiß ist bereits im Laufe des Mittwochs erfolgt. Im Gefängnis des Bezirksgerichtes Margareten, wo Weiß seine Strafe verbüßte, traf die Nachricht von seiner Begnadigung gestern nachmittags um 3 Uhr auf telephonischem Wege ein. Der Leiter der dort untergebrachten Abteilung des Landesgerichtes Oberkommissär Groß verfügte sofort die Entlassung. Alexander Weiß legte seine Sträflingskleider ab, zog seine eigenen Kleider an und verließ um ½ 4 Uhr in Begleitung seines Anwalts ... das Bezirksgericht. Er *begab sich* mittels Autos in seine Wohnung. Wie verlautet, soll Weiß die Haft ziemlich gut überstanden haben. *Sein Aussehen* ist, wie berichtet wird, *normal*, nur die blasse Gesichtsfarbe deutet darauf hin, daß er fast zwei Monate im Gefängnis zugebracht hat. Das Bezirksgericht Margareten ist übrigens eine der *modernsten* Strafvollzugsanstalten, deren Einzelzellen sogar mit elektrischem Licht versehen sind und mittels *Zentralheizung* erwärmt werden. Die Verköstigung gilt als ziemlich gut, so daß eigentlich nur der Entzug des Tabakgenusses die Insassen schwer trifft. Weiß wurde während seiner Haft hauptsächlich mit Abschreibearbeiten beschäftigt ... Über die weiteren Absichten Alexander Weiß' ist nichts bekannt, er will angeblich die von ihm herausgegebenen Blätter weiterführen.

Eigentümer, Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus, Wien
Druck von Jahoda & Siegel, Wien III., Hintere Zollamtsstraße 3